Det här verket har digitaliserats vid Göteborgs universitetsbibliotek.
Alla tryckta texter är OCR-tolkade till maskinläsbar text. Det betyder att du kan söka och kopiera texten från dokumentet. Vissa äldre dokument med dåligt tryck kan vara svåra att OCR-tolka korrekt vilket medför att den OCR-tolkade texten kan innehålla fel och därför bör man visuellt jämföra med verkets bilder för att avgöra vad som är riktigt.

This work has been digitised at Gothenburg University Library.
All printed texts have been OCR-processed and converted to machine readable text.
This means that you can search and copy text from the document. Some early printed books are hard to OCR-process correctly and the text may contain errors, so one should always visually compare it with the images to determine what is correct.

GÖTEBORGS UNIVERSITET

Litt.
Sv.

Europäische Bibliothek

der

neuen belletristischen Literatur

Deutschlands, Frankreichs, Englands, Italiens, Hollands und Skandinaviens.

Der ganzen Sammlung 856. Band.

IX. Serie. 56.

Die feine Welt von Gothenburg.

Zweiter Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1853.

Die

feine Welt von Gothenburg.

Ein Roman

der Vergangenheit und Gegenwart.

Aus dem Schwedischen übertragen

von

A. Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1853.

Die

feine Welt von Gothenburg.

Ein Roman

der Vergangenheit und Gegenwart.

Aus dem Schwedischen übertragen

A. Kretzschmar.

Zweiter Theil.

Grimma,

Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1853.

Die feine Welt von Gothenburg.

Zweiter Theil.

Erstes Kapitel.

Ein Sohn der vornehmen Welt.

„Carcere, infermità, tempi infelici,
Fan' conoscere i cuori degli amici.“
D. V.
„Esiliato non è solo, se riguardi
al cielo.“
D. V.

Es ist im December 1850.

Ein schwerer, undurchdringlicher Nebel hatte sich über die kleine Stadt Ueberlingen herabgesenkt, welche im Großherzogthum Baden, am Strande des Bodensee's, liegt.

Auf dem alten Kirchthurm schlug es Zehn und die Kellnerin des Gasthauses trat ein, wünschte „guten Morgen“ und stellte eine Schaale warme Milch und einige Brötchen auf den Tisch. Ein vor dem Ofenfeuer sitzender Mann schien weder den Gruß noch das Frühstück zu bemerken. Das Mädchen ging, nachdem es einige neugierige und mitleidige Blicke auf den am Ofen sitzenden Mann geworfen hatte, der in die tiefsten Betrachtungen versunken zu sein schien.

Das Zimmer, in welchem dies geschah, lag im dritten Stock, war nicht groß und hatte ein rund ausgebauetes Fenster, gleich denen, in welchen die Kaufleute ihre Waaren zur Schau aufzuhängen und auszubreiten pflegen. Aber dies war hier nicht der Zweck, zu welchem das Fenster erbauet worden, sondern wahrscheinlich der, um gleichzeitig die Aussicht nach drei verschiedenen Seiten möglich zu machen, nämlich über den Bodensee und hinunter auf die enge, schmuzige, mit dem See parallel laufende Gasse, in welcher das Haus lag.

Ein Bett, eine Kommode, ein Sofa, einige Stühle, ein Wasch- und ein Schreibtisch waren die einzigen in diesem Zimmer befindlichen Möbels. Sie waren alle eben so altmodisch wie das Haus selbst, in welchem sie standen, und die weißgetünchten Wände des Zimmers contrastirten mit den schwarz beschlagenen Möbels wie Tag und Nacht.

Wir müssen nun einen Augenblick den Schreibtisch näher betrachten, welcher außer dem Manne der einzige Gegenstand war, der in diesem Zimmer unsere Aufmerksamkeit verdiente.

Wir finden diesen Tisch mit einer Menge von Manuscripten und Büchern bedeckt und sehen unter den letztern: Stagnelius' gesammelte Schriften in schwedischer, Humboldts Kosmos in deutscher, Berzelius' Chemie und Lamartine's Médi-

lations in französischer Sprache, eine schwedische Bibel, Thomas Moore's Poesieen in englischer, Onkel Adam's Geld und Arbeit in deutscher Sprache, mehrere andere Bücher, deren Titel wir nicht lesen konnten und endlich einige gut gearbeitete Modelle von Holz und kleine wunderliche Apparate von Messing oder Kupfer und Zink, die wir nicht verstanden.

Ein leerer Vogelbauer stand im Fenster, in einer Ecke des Zimmers lehnten mehrere Angelruthen und auf der Kommode lag eine Violine.

Der vor dem Feuer sitzende Mann stand endlich von seinem Platze auf, setzte sich an den Tisch und frühstückte. Als er das Brot brach, flog ein kleiner, schneeweißer Kanarienvogel, einer jener seltenen Bastarde von Stieglitz und Kanarie im dritten oder vierten Glied, einige Mal ihm um den Kopf herum, setzte sich sodann auf den Tisch und pickte an dem Brot, welches neben der Milchschale lag.

Der Mann ging wieder auf seinen frühern Platz am Ofen, der Vogel flog ihm nach und setzte sich ihm auf die Achsel.

Der sonach wieder vor dem Feuer sitzende Mann trug einen alten Schlafrock von russischem Stoff und auf dem Kopfe eine sogenannte griechische Mütze, deren rothe Farbe durch den Gebrauch in eine unbestimmte blaue Nuance übergegangen war.

Langes, volles, braunes Haar, hier und da mit etwas Grau untermischt, hing bis auf die Schultern des Mannes herab.

Sein Bart war mehr weiß als grau und er schien ungefähr funfzig Jahre alt zu sein, aber seine Augen besaßen noch viel Lebendigkeit und ihre blaue Farbe verrieth die ächte nordische Abstammung.

Wir vergaßen zu erwähnen, daß auf einem neben dem Bett stehenden Stuhl ein altes in Leder gebundenes Buch l'egt, auf dessen erster Seite geschrieben steht: „Andenken an meine gute Urgroßmutter, von ihr erhalten an ihrem neunundneunzigsten Geburtstage. Gothenburg im Jahr 1819.“ — Es war ein schwedisches Psalmbuch. — — —

„Wer war dieser Mann?“ fragten wir F***, der uns die vorstehenden Notizen mittheilte.

„Ein Sohn der vornehmen Welt,“ hatte er uns geantwortet, „der Nachkomme einer Familie, die früher zu den reichsten in Gothenburg gehörte.“ Und Doctor F*** zeigte uns seine Lebensbeschreibung.

Der Inhalt derselben interessirte uns auf's Höchste und selten hat wohl ein Mensch ein stürmischeres und wechselvolleres Leben durchgemacht als dieser Mann.

Wir haben ihn mehrmals ohne sein eignes Verschulden reich und angesehen, arm und verachtet gesehen. Wir haben nämlich gesehen, daß er von seiner Mutter

ein bedeutendes Kapital erbte und dieses Erbtheils durch die Betrügereien seiner Verwandten verlustig ging. Später vermählte er sich mit einem jungen, schönen und, wie man glaubte, reichen Mädchen, welches im ersten Gliede aus königlichem Blut abstammen sollte und deren Cousine die Favoritin des Königs war. Wir haben ihn und sie während ihres Zusammenlebens leichtsinnig, verschwenderisch und unglücklich gesehen; endlich wurden sie geschieden und lebten jedes für sich. Wir haben ihn kurz darauf Tag und Nacht arbeiten gesehen, um sich und seine Kinder zu versorgen. Aber er ward von Unglück verfolgt und wir sahen sein Schiff mit kostbarer Ladung im Göthakanal versinken; seine noch so gut combinirten Handelsspeculationen bringen Verluste in Folge eines über alle Maßen lang anhaltenden Regens und alle seine Unternehmungen werden durch unerwartete, nicht einmal denkbare Hindernisse gehemmt und vereitelt.

Von Unglück und Widerwärtigkeiten getroffen, zwang ihn endlich seine gefühllose millionenreiche Tante noch obendrein wegen einer Schuld von lumpigen zwölfhundert Reichsthalern, die er nicht sogleich bezahlen konnte, sein Vaterland zu verlassen.

Hinausgestoßen in ein fremdes Land und unter fremde Menschen, hatte er kurz darauf nicht mehr genug, um die in den ersten Monaten nöthigen Ausgaben für

Wohnung und Kleider zu bestreiten. Wir sehen ihn später seinen Unterhalt dadurch verdienen, daß er Andere in den Sprachen unterrichtete, die er sich selbst gelehrt, oder in Musik, Mathematik und Chemie. Bald auf einem Maskenballe in Paris seine Violine zum Tanze spielend, bald Chef eines der größten industriellen dortigen Etablissements, sahen wir ihn in Folge des Bankerotts seines Banquiers von Neuem ruinirt werden. Und wieder war er ohne Brot.

Wir sehen ihn als Colporteur eines literarischen Werkes, welches er selbst verfaßt, wir sehen ihn kurz darauf als Gehilfen in einem Verkaufsgewölbe und wir finden unter seinen Papieren einen eigenhändigen Brief von dem König von Preußen, der zwei Geschenke von ihm angenommen hat. Wir sehen ihn später als Schlosser in Bremen, als Musiker in Aachen, als Arzt in der Schweiz, als Handelsreisenden in Sachsen, als Brauer in Amsterdam, als Architekt in Belgien, als Schriftsteller in Berlin und als Componist in München. Die ehrenvollsten Zeugnisse über einen während einer Zeit von eilf Jahren in allen diesen verschiedenen Erwerbszweigen an den Tag gelegten guten Wandel und bewiesene Tüchtigkeit liegen vor uns.

Wir finden ihn bald in der prachtvollsten Wohnung, bald in einer kleinen Dachkammer.

Er spricht und schreibt viele Sprachen ebenso

fließend und correct wie seine Muttersprache, spielt mehrere Instrumente und hat auf seinen Reisen in Europa, auf welchen er fast alle Länder besucht hat, einen ungewöhnlichen Schatz von Erfahrungen und Menschenkenntniß gesammelt.

Aber eine ruhige, glückliche Existenz, einen stillen häuslichen Frieden oder einigermaßen sicheres tägliches Brot konnte er niemals gewinnen, denn eben sowie viele Sommer zuweilen uns unaufhörlich wechselnde Tage von Sonnenschein und Regen bringen, so brachte ihm sein Leben einen beständigen Wechsel von Erfolg und Widerwärtigkeit, Glück und Unglück, Reichthum und Mangel. — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — —

Er war mehrmals in großer Noth und Gefahr zur See und ward zwei Mal im Duell verwundet.

Als er Doctor F***, der sein Freund zu sein schien, fragte:

„Aber sagen Sie mir, bester Doctor, warum kam ich jener Klippe nicht einen Steinwurf näher?“ antwortete der Doctor blos:

„Es sollte so sein, mein Freund.“

„Aber warum nicht der Weiche einen Zoll näher?“

„Es sollte so sein, mein Freund.“

„Aber warum einen Tag reich und den andern arm?“

„Es soll so sein, mein Freund.“ — — — —

Und jetzt vor dem Ofen sitzend, nimmt er einen so eben angelangten Brief zur Hand. Derselbe ist von seiner in Schweden wohnenden reichen verheiratheten einzigen Tochter, an welche er zum ersten Male im Verlauf von zwölf Jahren geschrieben, um ihr die Noth, in die er gerathen, zu erzählen und sie gleichzeitig zum ersten Male um eine kleine Unterstützung zu bitten, zur Bestreitung seiner augenblicklichen Bedürfnisse. Er hatte ihr dabei zugleich gemeldet, daß er krank sei und demzufolge in der größten Noth und ohne alle Mittel.

Die Antwort, die ohne Ursache über drei Monate ausgeblieben war, lag jetzt vor ihm. Sie war artig, aber verneinend. Eingetroffen war sie am letzten December, am Neujahrsabend, und enthielt nicht das Geringste, nicht einmal soviel, daß der Mann damit seine Schale Milch bezahlen konnte.

Ein Neujahrwunsch war bei dem Schreiben wahrscheinlich vergessen worden.

„Soll das auch so sein?“ fragte der Mann halblaut, und fuhr fort, die erlöschenden Kohlen zu betrachten. Hierauf legte er den Brief wieder zusammen, warf ihn in's Feuer und sagte:

„Mein Traum!“

Auf einmal stand er schnell auf. Der Vogel, der auf seiner Achsel gesessen und ihn geliebkos't, flog erschreckt

nach seinem Bauer und der Mann sagte mit lauter Stimme:

„Der Tod!“

Er ging nach der Kommode, nahm eine Pistole heraus und untersuchte das Zündhütchen. Hierauf wendete er sich zu dem Vogel, der jetzt oben auf dem Bauer saß, spannte den Hahn und sagte:

„Wer wird nun für Dich sorgen, mein armer Pipi?“

„Ich!“ antwortete Doctor F***, welcher, während der Mann die Pistole untersuchte, unbemerkt eingetreten war, sich ohne weitere Umstände auf das Sofa vor den Schreibtisch gesetzt und die darauf liegenden Manuscripte zu ordnen angefangen hatte.

Der Mann drehte sich herum, schien sich aber über den Besuch des Doctors nicht zu wundern, denn er sagte blos:

„Ach, sind Sie wieder hier, mein bester Freund, und schon von Ihren Reisen zurückgekehrt? Ich glaubte nicht, Ihnen in diesem Leben wieder zu begegnen und wunderbar kommt es mir auf alle Fälle vor, daß Sie gerade jetzt kommen. Aber da Sie mich einmal besuchen, so wünsche ich vor Allem, Sie über einen Gegenstand zu hören. Erlauben Sie mir nämlich die Frage: Was denken Sie über den Tod? Sollte der Tod wirklich kein Hinderniß für die Fortdauer unserer Existenz sein? Oder bestimmter gefragt: Giebt es

einen Beweis oder wenn keinen solchen, wenigstens eine überzeugende Analogie, welche als Beweis Ihres mir oft mitgetheilten Satzes dienen kann, daß der Tod eine neue Geburt ist oder eine Fortsetzung unseres jetzigen Lebens in einem künftigen, in einer andern Welt, wo neue Schicksale, neue Widerwärtigkeiten, neue Kämpfe und neue Müdigkeit uns erwarten?"

Der Doctor zog ein Buch aus seiner Tasche, legte es offen auf den Tisch vor sich und hob an:

„Die Seele des Menschen, der Instinkt des Thieres und die Natur der Dinge ist eine belebte Elektricität, ein galvanisches Fluidum oder eine unvergängliche mit Leben und steigender Freiheit begabte elektromagnetische Kraft. Im Verhältniß zu ihrer eigenen Stärke, ihren erhöhten Fähigkeiten und ihren allmählig gewonnenen Eigenschaften eignet sie sich mehr oder weniger vollkommene Mischungen von den Urstoffen der Natur, den absoluten Elementen (Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff und Kohlenstoff) an.

„Auf diese Weise vereinigt, formt und bildet die lebende Kraft (die Seele) aus diesen Stoffen für sich den Körper, der zu der allmähligen Erlangung einer noch höheren Ausbildung der Eigenschaften und Kräfte nöthig, passend und angemessen ist.

„Dieser Körper wird nun das Werkzeug, womit der Mensch den Grund zu einer andern, künftigen

Wohnung für sich legt — gut oder schlecht — so wird dann das alte Geräth weggeworfen und die Seele veredelt oder verschlechtert — die Kraft — gestärkt oder geschwächt — bildet nun wieder auf's Neue mehr oder minder vollkommene Körper, Werkzeuge oder minder vollkommene Körper, Werkzeuge oder Wohnungen für sich. —

„Ein je vollkommneres Werkzeug der Meister einmal nach dem andern hat zusammensetzen können, desto besser kann auch sein Werk werden, und je besser sein Werk ist, desto vollkommener ist das Werkzeug — das nächste Mal.

„Aber die Seele, die ewige von Gott ausgegangene Kraft, welche auf mehr oder weniger wirksame Weise Menschen, Thiere und die ganze Natur durchströmt — die in den erstern sich als ein höheres Seelenleben — in den letzteren als ein irdisches Pflanzenleben äußert, — ist und bleibt unvergänglich und unsterblich, so wie fähig, von Ewigkeit zu Ewigkeit sich zu vervollkommnen, zu stärken, zu veredeln und Gott ähnlicher zu machen.

„Höret mich an!

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Wenn wir die Naturgeschichte des Menschen von seinem ersten scheinbaren Ursprunge an verfolgen, so

bemerken und unterscheiden wir in demselben zwei deutlich verschiedene Perioden, aus welchen ein Resultat, das heißt, eine dritte geahnte, aber noch fehlende Periode nothwendig gefolgert werden muß.

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Wir wollen uns einmal vorstellen, daß wir in unserer Phantasie einen Begriff von einem im Mutterleibe so eben empfangenen Kinde hätten oder uns einen solchen machen könnten, wiewohl dies ein Ding der Unmöglichkeit ist. Wir wollen aber, wie gesagt, annehmen, daß wir einen solchen Begriff hätten und daß diese unsere Vorstellung sich nicht über das Leben im Mutterleibe hinauserstreckte oder mit andern Worten, daß wir uns nicht den später folgenden merkwürdigen Tag denken könnten, wo dieses Kind die Schöpfung und die Welt erblickt.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

„Was sehen wir da? Wir sehen diesen Fötus in seiner eigenen kleinen und engen Welt, zu der tiefsten Sklaverei verdammt, im höchsten Grade unthätig, passiv, hilflos, stumm und dumm, mittelst eines Theils seines eigenen Ichs gefesselt, gefangen gehalten durch ein lebendiges, pulsirendes Band an sein ihn umgebendes kleines Firmament, den Mutterleib. Gleich einem

Kraut, welches seine Nahrung aus dem Boden holt, mit welchem es zusammengewachsen ist, ist anfangs in diesem Kinde nicht mehr Leben oder Bewegung vorhanden, als in einer gewöhnlichen aus der Erde entstandenen Pflanze.

„Von dieser Art ist der Anfang der ersten Periode in unserer Naturgeschichte und wenn wir auch diese Periode bis zu ihrem Ende verfolgen, so bleibt doch immer das Kind im Mutterleibe ein Wesen ohne alle Selbstständigkeit und ohne jede Art von Ausbildung.

„Aber wenn wir nun und später unserer Phantasie erlauben wollten, sich so hoch als möglich aufzuschwingen, wenn wir auch versuchen wollten, uns weiter ein Bild von einer künftigen noch so glänzenden Periode für dieses Kind vorzustellen, so wäre es gleichwohl nicht möglich, sich eine Idee zu schaffen, welche nur das allerschwächste Bild von dem Unerklärlichen, von dem unbegreiflich Hohen geben könnte, was sich in der darauf eintretenden zweiten Lebensperiode zeigt.

„Aber wir wollen, ehe wir weiter gehen, vor allen Dingen das Ende der ersten Periode betrachten, welches gleichzeitig der Anfang der zweiten Periode ist.

„Dieser Kloß, dieser so zu sagen ohne Leben existirende bloße Theil eines Wesens, geringer als ein Sklave, nicht einmal ein an und für sich bestehendes

Ding; ein Klumpen, der blos durch seine Verbindung mit der Mutter ein Ganzes ausmacht, dieser Fötus giebt, nachdem eine für ihn entsetzliche Katastrophe eingetreten ist, seine Fessel, das ihn gefangen haltende Band, welches den wichtigsten Theil seiner Existenz ausmacht, giebt dieses sammt der Hülle, welche sein Körper und seine Bedeckung ist, der Verwesung und Vermoderung preis. — Er wird eines Tages plötzlich aus seinem behaglichen Verhältnisse gerissen; er wird schonungslos aus der kleinen Heimath verjagt, welche mehrere Monate lang seine Wohnung war und mütterlich für seinen Unterhalt sorgte. Er wird gewaltsam aus seiner Heimath durch einen Sturm getrieben, der drohend an seinem Firmament heraufzieht und ihm Tod und Verderben geschworen zu haben scheint.

„Gleich Einem, der vom Schlagflusse getroffen wird, verläßt das kleine Wesen seine Welt — tritt aber in eine neue, höhere ein, wo eine Sphäre sich ihm öffnet, deren Pracht und Majestät seine Augen blendet.

„Diese Katastrophe nennen wir in unserm höhern Leben — die Geburt, aber wären wir dagegen in der innern kleinern Welt Augenzeuge eines solchen Vorfalles und wären wir daselbst ohne höhere Ahnung des Künftigen, so würden wir sicherlich diese Katastrophe den Tod nennen. — — — — — — — — — — — —

„Jetzt hat die physische Selbstständigkeit, die zweite

Lebensperiode des Menschen, sich geöffnet. Befreit von seinen vermoderten Fesseln, macht nun das auf diese Welt gekommene Wesen ein an und für sich bestehendes Geschöpf aus. Es ist ausgerüstet mit Fähigkeiten und Eigenschaften, die es allmählig bis zum erstaunlichsten Grade von Vollkommenheit entwickeln kann.

„Dieses Wesen, der Mensch, durchwandert den Erdball, segelt über den Ocean und theilt, an Schnelle den Flug des Vogels übertreffend, seine Gedanken den entferntesten Welttheilen mit.

„Und was wäre wohl, wie schonge sagt, die schönste Phantasieen-, Ideen- oder Feenwelt im Vergleich mit der Welt gewesen, in welcher er jetzt weilt!

„Erwacht der Mensch von einem erquickenden Schlafe, so begegnet sein Auge der glühenden und entzückenden Pracht, welche in Osten allmählig das majestätischste Schauspiel entwickelt. Die am Horizont aufsteigende Sonne verkündigt sich als die strahlende Königin des Tages; der Jubelgesang der Vögel feiert den Anblick des prächtigen Gestirns, die Lerchen zwitschern in der Höhe und preisen Gott in tausend Harmonieen, der Duft von tausend Blumen erfüllet die stärkende und kühlende Morgenluft mit balsamischen Gerüchen; die prunkende Pracht der Farben und die Anmuth der wechselnden Formen erwecken Bewunderung und Dankgefühl in der Seele des Menschen und er

sagt: Wie groß und herrlich ist der Schauplatz, auf welchen eine unbekannte göttliche Macht mich versetzt hat!

„Wenn später am Tage die wohlthuenden Lichtstrahlen immer mehr und mehr ihren Schein und ihre Wärme über die Erde ausbreiten, — welches wimmelnde Leben, welche freudigen Laute begegnen da dem Menschen nicht überall, ihre Anwesenheit verkündend? Das Meer, die Luft und die Erde sind Welten, erfüllt von den verschiedenartigsten Wesen, worunter einige die colossalsten Formen und Dimensionen besitzen, andere dagegen so klein sind, daß sie mit dem bloßen Auge nicht gesehen werden können; ja selbst jeder Wassertropfen ist eine kleine Zauberwelt, die Millionen Thiere von den verschiedenartigsten Gestalten und Eigenschaften in sich schließt. — Und alle diese erblicken und erkennen in dem Menschen ihren Herrn.

„Aber nun senkt sich die Sonne, um auf der andern Seite des atlantischen Meeres die Strahlen des Morgenlichtes aufgehen und ihren Einfluß wirken zu lassen. Ueber Thal und Berg breiten sich dann die langen Schatten aus, blaue Gebirge steigen auf und begrenzen den Horizont, glänzende Inseln schwimmen in dem azurfarbenen Aethermeere und endlich winket und blinkend der Glanz des herrlichen Abendsterns.

„Es ist dann, als ob der Sohn der Erde im

Fluge seiner Phantasie dem Laufe der Sonne und ihres schönen Begleiters folgend, in sich eine unbekannte und unerklärliche Sehnsucht fühlte. Seine Seele hebt sich über die Grenzen dieser Erde empor und schwebt nach geahneten noch helleren Räumen auf.

„Wenn endlich die Finsterniß der Nacht das schlummernde Gefild mit ihrem Schleier überdeckt, wenn endlich die höchste Spitze des Montblanc, von dem letzten von Europa hinwegfliehenden Sonnenstrahl vergoldet, da steht wie ein verklärter Geist, der die sterbende Welt bewacht — so wirft der Sohn der Erde seinen Blick zu jenen strahlenden Myriaden glänzender und flimmernder Welten empor, welche gleich dem willkommenen Boten aus einer andern, geheimnißvollen, unverstandenen Welt an dem nächtlichen Firmament das Lob des allmächtigen Schöpfers verkünden.

„Dies, o Mensch, ist ein anderes Firmament, dies ist eine andere Welt als die, welche du vor deiner letzten Verwandlung und noch im Mutterleibe lebend sahest.

„Hättest du wohl damals, wenn du im Stande gewesen wärest, zu denken, jemals ein Firmament ahnen können, wie dieses? Und nun, welchen Maßstab besitzest du wohl für die Größe und die Macht Dessen, der dich für diese Welt reifen ließ? Jetzt, wo du denken gelernt hast, kannst du ahnen. Stehst du nich

oft kleinmüthig und zagend da und zweifelst, ob die Kraft der ewigen Allmacht, die Kraft, welche dich bis jetzt auf eine so wunderbare Weise geführt, auch im Stande sein werde, dich noch fernerhin zu führen? Gleich als ob diese Kraft auf einmal gelähmt worden wäre; gleichsam als ob sie jetzt nicht mehr die Fähigkeit hätte, deine Seele noch weiter zu entwickeln und sie einer neuen, höhern Verwandlung entgegen zu führen.

„O kleingläubige Seele, warum zweifelst du noch? Warum verlangst du noch überzeugt zu werden!

„Aber die Nacht des Grabes und die augenscheinliche Verwesung deines Körpers sind die Gegenstände, welche Zweifel und Schrecken in dir erwecken.

„Die Nacht des Grabes! Wie?

„Wenn du während deiner nächtlichen Wanderungen hier deinen Blick von der Erde, wo nur Finsterniß deinem Auge begegnet, nach oben richtest und am gestirnten Himmel das hellste und prachtvollste Schauspiel findest — wie kannst du dann wohl bezweifeln, daß es einen noch majestätischeren Gegensatz zur Nacht des Grabes geben muß?

„Und die augenscheinliche Vernichtung deines Körpers! Was?

„Mußtest du nicht in einem Kampfe wie der des Todes in dem Augenblicke, wo du von deinem ersten Gefängnißleben Abschied nahmst — wurdest du da nicht

gezwungen, den wichtigsten Theil deines Lebens sowohl, wie die Hülle, welche damals einen so wesentlichen und nothwendigen Theil deines Selbst ausmachte, der Verwesung preiszugeben? Und jetzt, wo dein reifer Körper seine Bestimmung erreicht hat und du selbst Stärke gewonnen zum Erstreben einer vollkommeneren Selbstständigkeit, jetzt bebst du zurück vor der unvermeidlichen Vernichtung deiner irdischen Hülle?

„Oder hättest du wohl lieber im Mutterleibe bleiben mögen, fest hängend wie eine Kugel an ihrer Schnur? Beklagst du vielleicht jetzt noch die Verwesung und den Tod dieses Bandes dieser deiner Fessel? Siehst du nicht, schwachsinniger Mensch, daß das Mittel deiner Befreiung und der Erringung einer größeren Selbstständigkeit deines besseren Ichs einzig und allein in der Vergänglichkeit deines geringeren zu suchen ist? Vergissest du, daß du früher einmal nur durch den Verlust des für dich damals wichtigsten Theils deines Körpers ein eignes Ganze werden, eine größere Vollkommenheit erlangen und die Verwandlung in ein höher begabtes Wesen erreichen konntest?

„Schaue zurück und deine eigene Lebensgeschichte wird dich lehren:

„Tod und Geburt sind eines und dasselbe, sind ein und dasselbe Ereigniß; auf der einen Seite heißt es Tod — auf der andern Geburt.“ — — — — —

Der Doctor sah in das vor ihm liegende Buch und fuhr fort:

„Nachdem wir nun den Menschen als einen sklavischen Bewohner der Unterwelt im Mutterleibe betrachtet, nachdem wir ihn sodann auf unserer Erde in einen selbstständigen und freien Mitbürger verwandelt gesehen, wollen wir anfangs alle seine physischen Vollkommenheiten und Eigenschaften übergehen, denn wir finden außer diesen im Menschen etwas ganz Anderes, etwas von göttlicher Art, welches weit mehr als das Körperliche unsere Aufmerksamkeit fesseln muß."

Unser Sohn der vornehmen Welt zuckte die Achseln. Der Doctor fuhr fort:

„In der schönen und bewundernswürdigen Gestalt lebt und rührt sich nämlich eine Seele, welche nach Wahrheit dürstet.

„Das bewundernswürdige Gebäude der Wissenschaften ist ein ewig dauerndes Monument, gewidmet der denkenden Seele des Menschen. Bis hinauf zu den Sternen schwingt sich diese Seele und wagt in ihrer Größe mit eben so großer mathematischer Gewißheit ihren Abstand und ihre Bahnen zu berechnen, so wie mit der ganzen Wunderkraft der Prophezeihung Jahrhunderte voraus zu bestimmen, was in kommenden Minuten an dem Himmel geschehen und eintreffen soll. Unfehlbar sind diese Berechnungen sowohl wie diese

Prophezeihungen, und der Mensch spielt und gewinnt mit den himmlischen Weltkörpern sicherer, als mit den Spielkarten in der Hand.

„Bewundernswürdig sind die Fortschritte der Seele und unerklärlich durchdringend ihre Kräfte.

„Nachdem wir in Folge des Eindrucks unserer Sinne Jahrtausende lang unsere Erdkugel für den Mittelpunkt des Weltsystems angesehen, um welchen gleich dienstbaren Geistern die Sonne, die Planeten und die Sterne schwebten, trat vor ungefähr dreihundert Jahren ein Mann auf, der von dem Schöpfer mit einer größeren Forschungskraft begabt war als Andere, ein Mann, der den falschen Glauben stürzte und den Vorhang zerreißend, den der Schein zu bilden gewußt, den profanirten Himmel in sein Recht wieder einsetzte. Dieser Mann wies, auf die klarsten Beweise gestützt, unsere liebe Erde von ihrem usurpirten hohen Platze auf den untergeordneten zurück, zu der ihr angewiesenen Funktion in Eigenschaft eines dienstthuenden Planeten jahraus jahrein ihre Wohlthäterin und Herrscherin, die Sonne, unterthänig zu umschweben.

„Darnach und erst mit Hilfe der auf diese Weise gewonnenen tieferen Kenntniß der Sternenwelt ward es einem anderen Menschen möglich, ein Jahrhundert später die Gesetze zu bestimmen, in deren Folge auch die Planeten in ihren elliptischen Bahnen blind gehorchend

die Sonne umtanzen, und kurz darauf schaute der Geist das Licht des Tages, welcher, indem er gleichzeitig ein klareres Licht und eine genauere Kenntniß über die Sonnenwelt verbreitete, selbst die Grundlage entdeckte und bekannt machte, welche alle Sonnensysteme beherrscht, so wie sie auch auf das Vollkommenste den von den Astronomen in der Vorzeit berechnete Sonnen- und Mondfinsternissen entspricht.

„Auf diese Weise hatte die Seele des Menschen endlich eine Höhe erreicht, welche die irdische sinnliche Natur derselben weit übertrifft. — — — — — —

„Werfen wir nun einen Blick auf die Seele in diesen Entdeckungsreisen der himmlischen Regionen, so sollten wir wohl vermuthen können, daß diejenigen, die ihre Blicke im Anschauen der unermeßlichen Bahn jener Sonnen gemessen und daß die, welche in die ewigen Gesetze und Geheimnisse der Sterne eingeweiht worden, dort auch einen Beweis für das Dasein Dessen gefunden haben müssen, der in Alles beherrschender Kraft und Weisheit alle diese Welten und ihre unerschütterliche Ordnung geschaffen und lenkt.

„Aber dem ist nicht so! Der Anatom sowohl als der Physiolog, die gewöhnlichen nämlich, denn jeder der höher begabten, wie zum Beispiel Copernikus, Keppler und Newton, eben so wie der größte Physiolog Haller und das Universalgenie Leibnitz waren die

innigsten Gottesverehrer — die gewöhnlichen, sagen wir, sind und bleiben nicht mehr, als ein jeder andere uneingeweihte Forscher. Ihr Glaube an Gott und Unsterblichkeit wird im Gegentheil kalt, ja todt und sie nehmen endlich die mechanische Nothwendigkeit für das höchste Gesetz an, eben so wohl als für die Ursache alles Lebens und aller Bewegung, so daß sie sich endlich wie ein Lalande erdreisten, Gott zu leugnen. — — Doch genug damit! — Die tiefsinnigsten Philosophen liefern nämlich den unwiderleglichsten Beweis der Unmöglichkeit, jemals eine wissenschaftlich begründete Gewißheit über Gottes Dasein und die Unsterblichkeit der Seele zu erlangen; sie verweisen uns alle, diese uns so theuern und heiligen Lehrer, aus den hellen und prunkenden Hörsälen des Verstandes in die anspruchslose Mutterschule des einfältigen finstern Kinderglaubens.

„Wo sind nun deine Trophäen, du stolze und vermessene, aber von Gefühl und den heiligen Ahnungen abgefallene Seele?

„Wenn dein Flug von Stern zu Stern dir keinen Nutzen bringt, als daß er einen Augenblick deiner Eigenliebe schmeichelt; wenn du nur deinen Vortheil gewonnen hast, daß die Fahrzeuge des Kaufmanns, welche dir Luxus und Genüsse aus andern Ländern bringen, mit mehr Sicherheit und Gewißheit das unbekannte Meer durchsteuern können; wenn du als einzige Folge deiner

tiefsinnigen Betrachtungen über Gott und Unsterblichkeit kein anderes, tröstlicheres Resultat gefunden hast, als die Gewißheit, daß du niemals im Stande sein wirst, deren Existenz zu erforschen; wenn du gezwungen bist, mit deinen Berechnungen aufzuhören und den schwankenden und leicht zu schwächenden Glauben als den einzigen Grund anzunehmen, auf welchen du bauen kannst; wenn du endlich mit all deiner gelehrten Weisheit nicht vermagst, dir in den Stürmen des Lebens ein von Ruhe, Hoffnung und Trost erfülltes Herz zu verschaffen; — und wenn du nicht in deiner Todesstunde mit Zuversicht auf den allweisen Rath der Vorsehung in vollem Vertrauen die auf Erden Theuren in der Obhut dieser ewigen, allgütigen Macht lassen kannst, — weshalb, du eitle Seele! weshalb willst du dann nicht lieber deinen Flug nach den Sternen, deine trostlosen Entdeckungen in dem dunklen Gebiete der Metaphysik unterlassen — warum willst du dann nicht lieber bei deinem einfachen blinden Kinderglauben bleiben, so wie bei der ausschließlichen Pflege deines Körpers, anstatt als Gelehrter deine Kräfte vertrocknen und sterben zu lassen, — gleich der Lampe, bei deren Schein du grübelst? — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Und dennoch ist es gerade hier an diesem Grenzstein des menschlichen Wissens, wo alles Streben nach

absoluter Gewißheit und Einsicht in das Uebersinnliche zurückgewiesen wird; gleichwohl ist es gerade hier an diesem Ziele, wo wir nicht den Muth verlieren oder alle Hoffnung aufgeben dürfen, noch weiter vordringen zu können. — — —"

Der Doctor schöpfte einen Augenblick Athem, fuhr aber dann in noch begeisterterem Tone fort:

„Ich sah ihn neulich, diesen Grenzstein des Denkens und des Wissens, ich sah ihn aber nicht mehr wie ein zurückweichendes Gespenst, sondern wie ein glänzendes Licht, welches in den schönsten Farben der Hoffnung strahlte.

„Ihr Zweifler, kommt in Gedanken mit mir zurück auf unsern Schauplatz im Mutterleibe; laßt uns noch einmal hier genauer den kleinen Einwohner betrachten.

„Seht und bemerkt, wie still und unbeweglich er liegt; seht und betrachtet dieses räthselhafte Gebäude und seht und bedenkt, wie still und geheimnißvoll diese Glieder sich entwickeln. Er hat wohl Hände und Füße, sie wachsen auch und werden stark, aber dessenungeachtet werden sie niemals gebraucht oder bewegt. Wüßten wir nichts von seinem künftigen physischen selbstständigen Leben, reichte unser Blick nur über den kurzen Zeitraum, der im Mutterleibe dem Bewohner desselben geschenkt wird und würden wir nicht von höhern Ah-

nungen durchdrungen, so würden wir unbedingt zu dem Schlusse kommen, daß diese kleinen Hände und Füße unnöthig oder nur ein überflüssiger Schmuck wären und durchaus nicht zu einem nützlichen Zwecke oder künftigen Gebrauche bestimmt. — Und gleichwohl soll dieser im Mutterleibe unnütze Fuß einmal auf Erden die verschiedenen Länder und Zonen durchwandern; gleichwohl soll dieser unnöthige Arm einmal von Patriotismus beseelt, Heldenthaten verrichten; gleichwohl soll diese überflüssige Hand hier das Werkzeug werden, mit welchem später die bewundernswürdigsten Künste und Arbeiten zu Stande kommen.

„Nun werden wir erst nach diesem sprechenden Vorbild einsehen und begreifen — daß wir zum wirklichen Nutzen und Gebrauch unserer Fähigkeiten — der physischen auf der Erde und warum daher nicht der geistigen in der höhern Welt — erst auf einander folgenden Perioden gelangen können — in Perioden, deren Uebergang stets von dem Tode und der Verwesung der unbrauchbaren und nun unnützen Organe begleitet ist.

„Nun werden wir vielleicht ferner nach diesem Vorbilde verstehen — daß die Räthsel der Natur, die wir hier nicht lösen können, für den menschlichen Verstand die das Glück verkündenden Sterne am Himmel der Hoffnung sind. Die Grenzen

der Natur, welche unsere Kraft und Einsicht einschränken, sind Vorhänge, welche hinter sich einen Schauplatz verbergen, dessen Größe und Herrlichkeit wir nicht betrachten können, so lange wir dazu von Uebergang zu Uebergang noch nicht reif sind.

„Könnte der Fötus im Mutterleibe für sich selbst den weisen Bau seiner Glieder erklären und sie gebrauchen, so wäre dieser Fötus gewiß nicht bestimmt, jemals das Tageslicht der höhern Welt, ich meine das dieser Erde, zu schauen. Und gäbe die Seelenfähigkeit der Menschen schon hier in der andern Welt reife Früchte, das heißt, die Einsicht reiner Seelen; gäbe es hier nicht undurchdringliche Grenzen für das ewige Verlangen nach Wahrheit, so wäre schon die Weisheit erfüllt und gerechtfertigt, welche uns geschaffen hat; es hätte dann niemals ein Räthsel gegeben und es bedurfte nicht einer dritten Welt, um ein Räthsel zu lösen. — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Aber eben so sicher, wie die kleine Hand, welche im Mutterleibe mit jedem Pulsschlage Entwickelung und Kraft erlangt und dennoch niemals gebraucht wird, sondern zwecklos zu sein scheint, einmal nach einer dem Todeskampfe und der Vernichtung gleichenden Metamorphose auf unserer Erde dem Menschen zur Ausführung von Meister-, ja sogar von Wunderwerken dient, wenn er aus den Saiten der Harfe mit einer dem gelehrtesten

Anatom und tiefsinnigsten Physiologen unbegreiflichen Schnelligkeit, so wie mit dem seelenvollsten Ausdrucke Töne und himmlische Harmonieen hervorlockt, welche in eine außer ihnen liegende und von ihnen unverstandene Zauberwelt versetzen; eben so sicher als wie das Auge des Menschen dann erst in einen Zustand kommt, um gebraucht werden, um den herrlichen Anblick, den die Erde darbietet, schauen und genießen zu können, wenn die membrana pupillaris abgestreift ist und verwes't, welche bis zur Geburt ihre Sehkraft hermetisch verschloß — ja eben so sicher kommen unsere intellectuellen Fähigkeiten, mit welchen wir uns schon hier zu den Sternen emporschwingen und die Luft des Himmels einathmen, welche aber noch nicht eine Ernte wirklich gereifter Früchte zu geben vermögen, nach einer neuüberstandenen Metamorphose, zu welcher der vorher eingetretene Tod und die Verwesung in ihrem analogen Vorspiel die gegründetste Hoffnung geben, anderwärts dahin, daß sie uns eine Menge Einsichten schenken, von welchen unsere jetzigen Streifzüge von Welten zu Welten in den unermeßlichen Räumen des Himmels nur ein schwaches und beschränktes Vorbild sind."

Aus der gepreßten Brust des Mannes drängte sich ein unwillkürlicher Ausruf hervor, der für unsere Feder unmöglich ist zu beschreiben.

Er legte die Pistole weg und stützte sich mit der Hand auf die Kommode. Der Doctor fuhr fort:

„Seit uns nun auf's Neue gegrüßt — Sonne, Mond und Sterne, ihr himmlischen Boten aus unserer künftigen Heimath! die Strahlen, welche ihr uns zusendet und unser Verstand sind geistige Blutstropfen von dem Firmamente, welche in Stillem die verklärten Seelen für ihre künftige Laufbahn nähren und stärken, geistige Blutstropfen, welche schon durch unsere Mutter uns zugesendet worden, als sie uns unter ihrem Herzen trug und welche in Stille uns reifen lassen, wenn auch nicht gleich zu der höchsten Thätigkeit, doch zu der Fähigkeit, schon hier auf Erden unser inneres Leben mit ernstem Blicke beschauen zu können. Seit uns gegrüßt, ihr Sterne! ihr unzähligen Geburtsquellen unserer Seelen! Eure unendliche Anzahl ist uns eine Bürgschaft für die Unendlichkeit unserer eigenen Seelenfähigkeiten, eben so wie für die Unsterblichkeit der Seele, welche mit dem in ihr wohnenden nach dem Unendlichen strebenden Fassungsvermögen schon hier den Begriff einer Grenze des Weltalls für unerklärlicher ansieht, als den schwindelnden Gedanken an eine grenzenlose und ewige Fortsetzung der Schöpfung. —

— — — — — — — — — — — — —

„Auf diese Weise steht die Unsterblichkeit unserer Seele in einer unendlichen Reihe blitzender Hieroglyphen

am Himmel geschrieben. Das hohe Versprechen, welches uns von dem heiligsten Munde auf Erden verkündet worden, tönt uns wie eine vom Himmel kommende Gottesstimme entgegen:

„Es hat es kein Auge gesehen, kein Ohr hat es gehört, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben.“

Doctor F***
Die Vorsehung.

„Après moi, le déluge.“
Metternich.

Nach dieser Vorlesung entstand ein langes Schweigen, welches nur von dem Ordnen der auf dem Tische liegenden Papiere unterbrochen ward, womit Doctor F*** sich wieder beschäftigte.

„Sie scheinen noch nicht mit Ihrer Arbeit angefangen zu haben,“ sagte Doctor F*** endlich.

„Ich muß aufrichtig gestehen, daß es mir an Lust und Liebe dazu gefehlt hat,“ antwortete der Mann. „Ich kann meine eigenen in mir wohnenden Gefühle nicht mit dem Inhalte dieses Stoffes vereinigen und noch viel weniger vertrauensvoll ein Unternehmen beginnen, welches, wie ich fürchte, am Ende meine Kräfte übersteigt. Ueberdies und ungeachtet der moralischen Tendenz, welche diese Schrift nach Ihrem Willen haben

soll und welche auch ich darein zu legen dachte, bin ich dennoch überzeugt, daß Mancher sowohl meine Handlung als meine Motiven unrichtig auffassen, ja vielleicht verkennen wird. Oft ist nichts unwahrscheinlicher, als die Wahrheit, und der, welcher diese letztere zu verbreiten sucht, wird meistentheils ein Opfer der öffentlichen Meinung. Ich als Verfasser werde natürlich allen Unannehmlichkeiten der Kritik ausgesetzt und es bleibt gar nicht aus, daß gewisse Personen in meiner Arbeit gemeint und portraitirt zu sein glauben, sowie, daß sie, in Folge dessen sich selbst und Andere aufreizend, den guten Zweck in den Hintergrund zu drängen suchen, um meinem Werke ausschließlich die Farbe einer unmoralischen Handlung zu geben."

„Halt," rief der Doctor. „Daß Sie gleich einem Operateur den Krebsschaden brennen, welcher die Gesellschaft zerfrißt; daß Sie die Wunden und Mängel aufdecken, die Fehler und Verbrechen, die Schwächen oder die Niederträchtigkeit, womit gewisse Menschen behaftet sind; daß Sie Einen und den Andern lehren, daß der Egoismus, der unrecht angewendete Reichthum, eben so wohl wie die Gefühllosigkeit für die Mitmenschen, Grund und Ursache zum eigenen und zu Anderer Unglück ist; daß Sie zeigen was das Unglück ist und wo das Glück sich findet; daß Sie die Wahrheit sprechen, wenn dieselbe auch den oder jenen verletzen sollte, wel-

cher weiß, daß seine Handlungen mit Ihren Erzählungen übereinstimmen — daß Sie so etwas thun ist nicht unrecht, sondern im Gegentheil eines jeden Menschen Pflicht und Niemandes Schande. Uebrigens nehmen Sie ja Ihren künftigen Widersachern nicht die Mittel oder das Recht, sich zu vertheidigen. — Mögen sie versuchen, das ewige Licht und den Sieg der Wahrheit zu bekämpfen. Nein, es soll ihnen nicht gelingen. Die Vorsehung hat Sie bestimmt, der enthüllende und züchtigende Rächer zu werden; die Vorsehung, deren Wege unerforschlich sind, hat Ihnen die Mittel gegeben, ein solches auszuführen, und der Wille der Vorsehung ist unwiderstehlich. — Ich habe Ihnen die Feder in die Hand gegeben. — Ich! — — Die Vorsehung befiehlt!"

„Wohlan," sagte der Mann, „was soll ich thun?"

Und eine strenge, drohende Miene annehmend, antwortete der früher stets so sanfte, freundschaftliche und theilnehmende F*** diesmal in befehlendem Tone:

„Schreiben Sie!"

Und zitternd ergriff der Mann eine auf dem Tische liegende Stahlfeder und schrieb mit derselben die circa zweihundertundfünfzigtausend Buchstaben, aus welchen der Inhalt der nachstehenden Kapitel zusammengesetzt ist.

Diese Stahlfeder ward vor beiläufig dreiundvierzig Jahren von Herrn D. Tarnegi mit dem Schiffe Eucharis von Gothenburg ausgeführt, machte aber damals

einen Theil einer Eisenstange aus, welche mit Recht Herrn John Bahl junior gehörte. Die Eisenstange ward später in einer englischen Fabrik in Stahlfedern verwandelt. —

Sechs Monate waren nach dem Tage verflossen, wo der Mann die merkwürdige Feder in die Hand nahm, und jetzt sehen wir ihn mit einem bunten Papier unter dem Arm auf dem Wege nach der Buchdruckerei.

Hier eingetreten, wendet er sich zu dem Besitzer, spricht leise einige Worte mit ihm und übergiebt ihm sein Manuscript. Der Buchdruckereibesitzer wendet sich zu seinem Factor und sagt ruhig:

„Drucken Sie!“

Und einige Minuten später sehen wir mehrere Tausend jener kleinen schwarzen Dämonen, die man Lettern nennt, in Bewegung, um unter dem Druck der Schnellpresse unsere Gedanken auf das Papier zu übertragen.

Die Lettern waren aus Bleikugeln gegossen, die man vor drei und dreißig Jahren auf einem deutschen Schlachtfelde gefunden. Als man diese Kugeln aufhob, sah man deutlich, daß viele davon ihren Mann getroffen hatten.

Zweites Kapitel.

Die Mappe eines Autors.

S'il perdit un empire, il aura deux patries,
De son seul souvenir illustres et flétries,
L'une aux mers d'Annibal, l'autre aux mers de Vasco;
Et jamais de ce siècle attestant la merveille,
On ne prononcera son nom, sans qu'il n'éveille
Aux bouts du monde un double écho!
Victor Hugo.

„Nun, lieber Freund," sagte Dr. F***, als er am andern Tage wieder in das Zimmer des „Sohns der vornehmen Welt" eintrat, „haben Sie Ihr Manuscript dem Drucker übergeben?"

„Ja, das habe ich gethan," antwortete der Autor, „und da Sie sich einmal für meine Geistesproducte interessiren, so wäre es mir erwünscht, wenn ich Ihnen einige andere Arbeiten, die ich ebenfalls schon seit län-

gerer oder kürzerer Zeit beendet, auch zur Begutachtung vorlegen dürfte."

„Warum nicht?" entgegnete Dr. F***, „Sie wissen, welchen eifrigen Antheil ich an Allem nehme, was Ihre Person betrifft und folglich auch an Allem, was von derselben ausgeht."

„Aber Ihre Zeit —"

„Allerdings ist mir die Zeit etwas spärlich zugemessen, indessen werde ich schon so viel erübrigen, um mir die Erzeugnisse Ihrer Muße vorlesen lassen zu können."

„Wenn es Ihnen dann recht ist, so würde ich Sie bitten, mir während der nächsten folgenden Abende einige Stunden zu gönnen."

„Sehr gern."

„Das erste Product, über welches es mich vorzüglich interessiren wird, Ihr Urtheil zu vernehmen, ist eine kleine Satyre über irdische Zustände und Verhältnisse, die ich unter dem Titel: „Eine Reise nach dem Monde" geschrieben habe.

„Eine Reise nach dem Monde? Dieser Titel ist allerdings pikant. Die Idee, daß man sich auf irgend ein Gestirn oder in ein fabelhaftes Land versetzt und dort allerlei Dinge sieht und erlebt, die ein karrikirtes Spiegelbild einheimischer Zustände und Verhältnisse sind, ist nicht neu, kann aber trotzdem mit gutem

Erfolge immer wieder auf's Frische ausgebeutet werden, sobald sie nur auf geschickte Weise behandelt wird."

„Die Arbeiten meiner Vorgänger sind mir wohl bekannt und ich weiß recht gut, was der Engländer Swift, der Deutsche Rabener und der Verfasser von Niels Klim's Reise in die Unterwelt in dieser Beziehung geleistet haben."

„Und anstatt dadurch von Ihrer Aufgabe abgeschreckt zu werden, fühlten Sie sich nur um so mehr dazu ermuthigt?"

„Ganz recht, und Sie sollen nun, verehrter Freund, der Richter sein, ob ich etwas geschrieben habe, was jenen Leistungen meiner Vorgänger an die Seite gesetzt zu werden verdient; denn von Uebertreffen kann natürlich keine Rede sein."

„Wer weiß!"

„Sie loser Schmeichler! Wollen Sie mich verhöhnen und meine Satyre selbst satyrisch behandeln?"

„Fällt mir nicht ein, am allerwenigsten noch ehe ich Ihr Opus kennen gelernt habe. Sparen wir also die Kritik bis zuletzt auf, und da ich gerade jetzt ein Stündchen frei habe, so können Sie, wenn es Ihnen sonst gelegen ist, jetzt gleich den Anfang machen."

Von dem trefflichen deutschen Humoristen Weisflog giebt es ein allerliebstes kleines Gedicht, in welchem erzählt wird, wie ein Dichter, der bereits hohe

Berge von Trauerspielen, Heldengedichten, Sonetten, Romanzen, Epigrammen und Gott weiß was sonst noch zusammengeschrieben hatte, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, jemals einen Menschen zu bewegen, sich diesen ganzen Kram oder auch nur einen Theil davon vorlesen zu lassen, sich endlich in seiner Verzweiflung dem Teufel verschrieb und demselben seine Seele verpfändete, wenn er sich die sämmtlichen Werke des unglücklichen Poeten vorlesen ließe. Der Teufel ging den Contract ein, denn er glaubte, unter billigeren Bedingungen sei ihm noch niemals eine Seele angeboten worden. Leider aber hatte er Grund, den leichtsinnig eingegangenen Handel sehr bald zu bereuen, weil ihm, nachdem er kaum den zehnten Theil des ganzen Wustes angehört, schon so übel ward, daß er sich bereit erklärte, von dem Contracte wieder zurückzutreten. Damit war es aber nichts, denn was galt dem ehrgeizigen Dichter sein ewiges Seelenheil gegen zwei Ohren, wenn es auch blos die des Teufels waren, die seine Gedichte anhören mußten? Der grausame Poet hielt daher den Teufel beim Worte, und als er auszureißen versuchte, beim Schwanze, den der auf's Aeußerste getriebene Höllenfürst endlich auch, von den Furien der Langeweile zum Schornstein hinausgepeitscht, in der Hand des hartnäckigen Poeten zurückließ.

Nun darf man durchaus nicht glauben, daß wir

diese kleine Humoreske hier anführen, um damit anzudeuten, daß die Mappe unseres Autors eben so ennuyante Producte enthalten habe, wie die jenes Poeten.

Davon konnte keine Rede sein. Unser Mann schrieb keine langweiligen, wässerigen Verse, sondern eine gedrungene, kernige, kräftige Prosa, wie der Leser sich selbst binnen Kurzem überzeugen wird.

Wir haben blos zu verstehen geben wollen, daß in der Regel kein Autor sich lange bitten läßt, wenn ihn Jemand, dem er ein Urtheil zutraut, ersucht, ihm etwas von seinen Erzeugnissen vorzulesen.

Man wird daher auch unsern hier in Frage befangenen Autor keiner vorzugsweisen Eitelkeit zeihen, wenn wir sagen, daß er dem Wunsche des Doctors F*** sofort entsprach.

Er holte sein Manuscript und las an diesem und den nächstfolgenden Tagen die Arbeit vor, die wir in Nachstehendem mittheilen.

1.

Eine Reise in den Mond.

Ove mirabilmente era ridutto
Ciò che si perde o per nostro difetto
O per colpa di tempo o di fortuna,
Ciò che si perde qui là si raguna.
Ariosto.

Je vous parle d'une des plus agréables folies de l'Arioste, et je suis sûr que vous serez bien aise de la savoir.
Fontenelle.

Schon seit langer Zeit hat man auf unserer neugierigen Erde gewünscht, etwas über den Mond, seine Oberfläche, Bewohner und deren Sitten und Gebräuche kennen zu lernen, und mehrere Philosophen haben, um diese Neugier zu befriedigen, auf sehr scharfsinnige Weise die Flecken, die wir an der Mondscheibe wahrnehmen, für Berge, Vulkane und andere Geräthschaften erklärt, welche, wie man glaubt, zu einem ordentlich eingerichteten Welthaushalte gehören.

Diese Reisen aber können nur als sehr unvollkommen betrachtet werden, denn dadurch, daß man ein Land mittelst eines Teleskops besucht, kann man von

den Bewohnern desselben, ihrer Lebensweise, ihrer Literatur, ihren Künsten und ihren Meinungen nur wenig erfahren.

So lange dies daher die einzige Methode des Reisens nach den Sternen war, wußten wir von dem Monde nicht viel mehr, als daß es einen gibt.

Unter vielen andern Betrachtungen über diesen Gegenstand haben viele scharfsinnige Leute sich angestrengt, zu ergründen, welchen Dienst der Mond der Erde zu leisten hat, da man es allgemein für unmöglich hielt, daß unser Trabant sich blos um seines eigenen Vortheils willen um uns drehe, obschon er vielleicht dabei auch gewissermaßen seinen Privatzwecken diente, und man nahm in der Regel an, er besorge gleichzeitig unser Geschäft und das seine.

Anfänglich meinte man, der Mond sei mit seinen Bergen, Thälern und Vulkanen bestimmt, uns in der Abwesenheit der Sonne Licht zu geben, und man sah darin einen mächtigen Beweis für die Güte der Vorsehung, die uns auch in der Nacht nicht vergißt, wenn alle andere Wesen im Schlafe liegen.

Hiergegen wendete man ein, daß, dieser Theorie zufolge, die Vorsehung nur während eines Theils des Monats gütig wäre und daß jeder Beweis zu Gunsten

der Vorsehung das ganze Jahr hindurch Stich halten müsse.

Um über alle diese Ungewißheiten hinwegzukommen, muß ich meinen Lesern mittheilen, daß unser Mond, wie sich endlich ergab', der Ort ist, wo Alles aufbewahrt wird, was auf Erden verloren gegangen ist.

Diese Wahrheit ist die Entdeckung eines großen Philosophen und durchaus keine auf unsichern Grundlagen beruhende Hypothese, sondern ward auf praktischem Wege und nach den strengsten Regeln des Inductionsbeweises ermittelt.

Die Kenntniß dieser Wahrheit muß das Interesse, mit welchem wir den Mond betrachten, bedeutend erhöhen, denn jeder Mensch ohne Ausnahme hat irgend einen Verlust zu beklagen und kann zu diesem Himmelskörper mit der Gewißheit emporblicken, daß er das enthält, was ihm theuer gewesen ist.

Ich hatte oft gewünscht, daß wir uns Zutritt in den Mond verschaffen könnten, um das wieder zu erlangen, was uns einst angehörte, und oft hatte ich mir im Geiste das eifrige Suchen vorgestellt, welches dann stattfinden würde.

Ich hatte dabei nicht die geringste Ahnung, daß dies jemals wirklich werde ermöglicht werden, denn der Mangel an Luft und anderen Bequemlichkeiten ist schon hinreichend, die meisten Reisenden abzuschrecken, wo-

bei die Schwierigkeit der Reise noch bedeutend dadurch vermehrt werden muß, daß man keinen Boden unter den Füßen hat.

Es ist daher nicht zu verwundern, daß in frühern Zeiten, so viel bekannt ist, nur Eine Reise nach dem Monde ausgeführt ward, nämlich die, welche uns Ariost erzählt.

Für die Wissenschaft der neuern Zeit aber gibt es keine Schwierigkeiten mehr, und es ist eine bekannte Sache, daß wir mittelst einer sehr sinnreichen Erfindung kürzlich in den Stand gesetzt worden sind, ganz sicher und wohlbehalten in unsern Trabanten hinaufzupilgern.

Da ich nebst mehrern Andern diese Reise ausgeführt habe, so werde ich hier einen kurzen Bericht über meine Abenteuer mittheilen, zur Unterhaltung und Belehrung Derjenigen, die sich durch die weite Entfernung bis jetzt haben abhalten lassen, diese Reise in eigener Person zu machen.

Die Art und Weise dieser Erfindung ist so allgemein bekannt, daß ich von der Reise selbst keine Beschreibung zu geben brauche. Ich sah eine Menge Menschen hinter, vor und neben mir dieselbe Straße wandern. Einige waren von Neugier dazu bewogen worden, die Meisten aber durch die Hoffnung, die ver-

schiedenen Dinge, welche sie während ihres Lebens verloren, wieder zu gewinnen.

Ich fragte Viele, was sie wieder zu erlangen hofften. Einige sehr hinfällige Leute wollten die Gesundheit suchen, deren sie sich sonst erfreut, und eine Frau von sehr mürrischem Aussehen sagte mir, sie habe diese Reise in der Hoffnung unternommen, die gute Laune ihres Mannes wiederzufinden, die er zu ihrem großen Mißbehagen gänzlich verloren.

Eine Dame war mit darunter, welche sich weigerte, den Beweggrund ihrer Reise anzugeben, aber man flüsterte, daß sie ihren guten Ruf wieder zu erlangen wünsche.

Viele alte Leute wünschten ihre Jugend wieder zu finden.

In Bezug auf das Gelingen aller dieser Projecte schien große Ungewißheit zu herrschen, denn erstens konnte es sehr schwierig sein, die verlorenen Güter wieder zu finden, und wenn sie auch gefunden wurden, so wußte doch Niemand, ob sie zum zweiten Male gebraucht werden könnten.

Alle jedoch waren von der besten Hoffnung beseelt, und ich sah zwei oder drei Männer, die unheilbar alt zu sein schienen und nichts desto weniger überzeugt waren, daß sie, sobald sie in dem Monde angelangt sein würden, ihre Runzeln los werden und es auf irgend eine Weise mög-

lich zu machen wissen würden, seit den letzten fünfzig Jahren nicht gelebt zu haben.

Als ich mich dem Monde näherte, gewährte mir sein prachtvoller Anblick einen herrlichen Genuß. Seine Berge übertreffen die unsern an Höhe bei Weitem, und die Gestaltung seiner Oberfläche ist eine so großartige, daß damit die schönsten Gegenden unserer Erde nicht zu vergleichen sind.

Ich landete in dem Monde auf einer Ebene, wo ich Gras und Bäume fand, deren besondere Beschaffenheit ich nicht beschreiben will, denn es ist nicht meine Absicht, mich in diesem kurzen Berichte auch über Botanik und Naturgeschichte zu verbreiten. Diese Gegenstände überlasse ich Denen, welche in der ausdrücklichen Absicht, dieselben zu studiren, eine Reise nach unserem Trabanten machen.

Ich wünsche, daß mein Beispiel in dieser Beziehung auch von manchen Erdreisenden befolgt werde, welche bei der Beschreibung eines Landes, in der Meinung, daß kein Umstand und kein Product unerwähnt gelassen werden dürfe, sehr geneigt sind, lange Vorträge über Dinge zu halten von welchen sie nicht das Mindeste verstehen.

Eine Reisender, der in seinem Vaterlande nicht im Stande ist, das Gerstengras von dem Hafergras zu unterscheiden, verwandelt sich auf der andern Seite des

Erdballs mit einem Male in einen gelehrten Botaniker, damit seinem Buche nicht der Vorwurf der Unvollständigkeit gemacht werde. Viele davon verwickeln sich in Muscheln, Mineralien und andere Dinge, über welche sie zu Hause nicht ein Wort zu sprechen wagen würden. Sie meinen, wer über irgend einen Gegenstand schweige, der lasse seine Kenntniß in Zweifel, wohingegen wenn er spricht, dieser Zweifel nothwendig beseitigt sei.

Ich werde aber mir erlauben, in Bezug auf viele Producte des Mondes den Ungelehrten oder Unwissenden zu spielen.

2.

Als ich landete, ward meine Aufmerksamkeit zuerst durch eine eigenthümliche Veränderung in meinen Empfindungen erregt, die durch einen erhöheten Grad von Kraft und Behendigkeit hervorgerufen ward.

Ich hatte schon gewußt, daß diese Veränderung stattfinden müsse, und machte mich darauf gefaßt, durch die Beobachtung derselben an meinen Mitreisenden einige heitere Scenen zu erleben.

Da nämlich das Gewicht eines Körpers nicht blos von seiner eigenen Masse allein abhängt, sondern auch von der Attractionskraft des Weltkörpers, auf dem er sich befindet, und da diese Attraction mit der Masse des Weltkörpers im Verhältniß steht, so findet Jeder, der von unserer Erde auf den Mond geht, eine große Verminderung seines Gewichtes, aus dem einfachen Grunde, weil der Mond viel kleiner ist.

Dabei bleibt aber die Muskelkraft des Menschen dieselbe, so daß er im Bezug auf Stärke und Gewandtheit einen Vortheil gewinnt und gleichzeitig ein Gefühl von Leichtigkeit empfindet, welches sich nicht beschreiben läßt.

Obschon darauf vorbereitet, konnte ich mich doch nicht sogleich in diese Veränderung finden. Ich kam unterwegs an einen kleinen Graben, über den ich sprang und dabei, obschon ich nur mäßig ausholte, einen Satz that, der mich über einen zehnmal breiteren Graben hinübergeführt haben würde. Ueberhaupt konnte ich Anfangs die Anstrengung meiner Muskeln beim Gehen gar nicht reguliren, denn jeder Schritt war ein Sprung, und erst nachdem ich mir einige Uebung angeeignet, war ich im Stande, mit einiger Mäßigung zu gehen.

Während ich mich so bemühete, meine Bewegungen zu zügeln, machte mir das Erstaunen meiner Mitreisenden Spaß, welche nicht die Ursache ihrer Bocksprünge kannten und ungeheure Leistungen in der Behendigkeit zum Besten gaben, während sie doch sich bestrebten, vollkommen gesetzt einherzugehen. Eine Anzahl von Leuten sprang umher wie Gummibälle. Einige lachten, Andere aber waren ganz erschrocken über ihren plötzlichen Mangel an Gewicht. Ein großer Mann, der auf der Erde auch schwer gewesen war, kam mit großer Bestürzung in seinen Mienen auf mich

zugehüpft. Ich faßte ihn mit einer Hand, hob ihn vom Boden in die Höhe und schwenkte ihn wie ein Kind von vier Jahren um meinen Kopf herum, was sein Erstaunen und seinen Schrecken nicht wenig vermehrte. Ich bemühete mich, ihm begreiflich zu machen, weßhalb wir plötzlich so stark und behend geworden seien; aber die Lehre von der Schwerkraft war für ihn ein ganz neues Studium, denn er hatte noch nie die frevelhafte Neugier gehegt, nach dem Grunde zu forschen, weßhalb er bis jetzt immer auf der Erde geblieben war, anstatt davon hinwegzufliegen, und folglich gelang es mir auch nicht, ihm seine Capriolen begreiflich zu machen.

Da ich entschlossen war, allein zu reisen, so verließ ich bald meine Gefährten, indem ich mich fortwährend bemühete, nicht zu hüpfen. Nach kurzer Uebung im Gehen erlangte ich eine ziemliche Stetigkeit, und da meine Reise fortwährend zu Fuße stattfinden sollte, so kam mir die Verminderung meines Gewichts sehr zu statten, denn ich war im Stande, mich mit wunderbarer Schnelligkeit fortzubewegen und ward fast gar nicht müde. Das Gefühl der Leichtigkeit war so eigenthümlich, daß es mir unmöglich war, Andern zu beschreiben, was ich empfand. Mein ganzer Körper hatte nicht blos Schnelligkeit in der Bewegung erlangt, sondern auch jedes einzelne Glied, und ich konnte meine Hand nicht emporheben, ohne mich über die Schnelligkeit, mit

der dies geschah, zu wundern. Es war mir, als wäre ich von schweren Fesseln befreit worden.

Ich bemerkte in mir aber auch noch eine zweite seltsame Veränderung, die ich derselben Ursache zuschrieb.

Ich langte nämlich zeitig des Morgens auf dem Monde an und verließ ihn am Abend desselben Tages. Dies sind aber nach unserer Rechnung vierzehn Tage, denn da der Mond sich während einer Umdrehung um die Erde blos einmal um seine eigene Achse dreht, so hat er während unseres Monats nur einen Tag und eine Nacht.

Während dieses langen Tages schlief ich auch nicht, eben so wenig wie ich die mindeste Neigung zum Schlaf empfand. Ich glaube, die Erleichterung an Gewicht beugte auch dem immerwährenden Bedürfniß nach Ruhe und Erholung vor, mit welchem wir hier zu kämpfen haben.

Jedes Land auf unserer Erde hat einen besondern Distrikt im Monde, nach welchem sich die verlorenen Dinge begeben, und diese einzelnen Gebiete sind durch hohe, fast unübersteigliche Gebirge von einander getrennt. Alles, was von der Erde entflieht, besitzt einen seltsamen Instinkt, der es das richtige Land im Monde auffinden läßt.

Ich war auf dem schwedischen Gebiete gelandet

und wandelte auf demselben umher, in der Hoffnung, einige der verlorenen Güter meiner eigenen Welt aufzufinden.

Mein Hauptbeweggrund zu dieser Reise war Neugier gewesen, in Verbindung mit dem Wunsche, der so viele Reisende macht, — der Wunsch, an einem Orte gewesen zu sein, wo Andere nicht gewesen sind. Abgesehen aber von diesen Verlockungen, hatte ich auch die Absicht gehegt, einige meiner vergangenen Freuden wieder zurückzubringen, wenn ich im Stande wäre, sie zu finden, und wenn ihre Beschaffenheit den Transport erlaubte.

Zu den Dingen, deren Verlust ich zu betrauern hatte, gehörte auch eine bedeutende Quantität Zeit, die ich nicht so benutzt hatte, wie ich es jetzt wünschte. Ich hoffte daher, daß dieser Artikel, obschon von keinem sehr großen Werthe, mir in dem Monde wieder vorkommen, und daß ich Mittel finden würde, ihn wieder mitzunehmen. Dabei fürchtete ich aber auch zugleich, daß ich ihn am Ende finden würde, ohne zu wissen, was es wäre, denn ich konnte mir nicht denken, wie die Zeit dem Auge erscheinen, noch durch welche Kunst sie angesammelt und aufbewahrt werden könne.

Als ich so ganz allein weiter wanderte, hörte ich eine Stimme in meiner Nähe, und lenkte meine Schritte nach dieser Richtung, in der Hoffnung, zu erfahren,

welchen Weg ich einzuschlagen hätte, um einige der Curiositäten zu finden, nach denen ich suchte. Als ich den Platz erreichte, von welchem diese Stimme ausging, sah ich zu meinem Erstaunen kein menschliches Wesen in der Nähe, obschon das Sprechen noch fortwährend sich dicht in meiner Nähe vernehmen ließ.

Ich horchte und entdeckte bald, daß das, was ich hörte, die Ermahnung eines Vaters war, welche dieser seinem Sohne gab, um ihn vor der Leidenschaft des Spieles zu warnen, und ich zog sofort den Schluß, daß diese Ermahnung als eine verlorene sich nach dem Monde begeben hatte.

In dieser Ermahnung erkannte ich die Stimme eines alten Freundes von mir, dessen Sohn sich allerdings jenem Laster in bedeutendem Grade ergeben hatte. Die alte Stimme sprach sehr eindringlich und weise, und setzte sehr ausführlich die Folgen auseinander, welche das Spiel auf die Vermögensverhältnisse, den Charakter und den guten Ruf des Menschen äußere.

Die ganze Rede war in ihrem eigenthümlichen Tone mit allen Pausen und dem dareingelegten Nachdruck auf den Mond gekommen, so daß ich jedes Kopfschütteln und jeden Schlag der alten welken Hand auf den Tisch darin erkennen konnte. Der alte Mann führte Alles an, was sich zu diesem Behufe anführen läßt; ich hielt es für unmöglich, einer übeln Gewohn-

heit mit größerer Beredsamkeit entgegenzutreten und wunderte mich, wie dieser vortreffliche gute Rath auf unfruchtbaren Boden gefallen sein könne.

Ich hörte ihn mit der größten Aufmerksamkeit an; als ich aber fand, daß er unaufhörlich wieder von vorn anfing und sich immer wieder genau in denselben Worten, wie vorher, abspann, so ging ich, obschon ich mir vornahm, ihn wohl zu beherzigen und zu befolgen, weit genug hinweg, um ihn nicht mehr zu hören.

3.

Ehe ich den Mond wieder verließ, traf ich noch mit demselben jungen Manne zusammen, für den der in dem vorigen Abschnitte erwähnte gute Rath ursprünglich bestimmt gewesen. Der Zweck seiner Reise war, das Geld zu suchen, welches er im Spiele verloren.

Ich sagte ihm, daß ich den Ort wisse, wo er das wiederfinden könne, was er durch seine Unvorsichtigkeit und Leidenschaft verloren.

Er fragte begierig, wo sein Schatz aufbewahrt liege, und ich wies ihn nach dem Platze, wo jener weise Rath zu vernehmen war.

„Was!“ sagte er, „ist dort Alles gesammelt, was ich verloren habe?“

„Ja,“ antwortete ich; „jeder Verweis, jedes Wort ist bewahrt worden.“

„Verweise und Worte!“ rief er, „ich suche Geld.“

Ich setzte ihm nun auseinander, daß der verlorene Schatz, den ich gefunden, der gute Rath seines Vaters sei, und forderte ihn auf, sich nach jenem Orte zu begeben und sich gegen künftige Verluste zu schützen.

Er ward sehr böse auf mich, daß ich ihn auf diese Weise getäuscht, und sagte, er glaube nicht, daß der gute Rath auf dem Monde mehr helfen werde, als er auf der Erde geholfen. Ueberdies sei sein Vater noch am Leben, so daß er guten Rath zu jeder Zeit frisch von ihm beziehen könne.

„Er ist schon sehr alt," sagte der Sohn, „aber die Fähigkeit, guten Rath zu geben, scheint noch in voller Kraft zu bestehen, während alle anderen längst schwach geworden sind."

Dieses Zusammentreffen mit dem unfolgsamen Sohne fand, wie ich bereits gesagt habe, zu einer spätern Zeit meines Aufenthalts auf dem Monde statt.

Als ich mich aus dem Bereiche der mahnenden Stimme entfernte, kam ein verworrener Klang auf mich zu, den ich mir anfangs gar nicht erklären konnte, denn er schien aus einem feierlichen, declamirenden Tone und einer grellen, schimpfenden Stimme zusammengesetzt zu sein.

So wie der Schall näher kam, würde ich eine Predigt zu hören geglaubt haben, wenn nicht immer zornige und profane Ausdrücke dazwischen zu vernehmen

gewesen wären. Da er sich nur langsam fortbewegte, so ging ich daneben her und ward durch einige Aufmerksamkeit in den Stand gesetzt, diese eigenthümliche Combination zu verstehen, denn in dem feierlichen Theile des Schalles erkannte ich die Stimme eines berühmten Predigers, den ich oft angehört.

Es zeigte sich, daß eine seiner Predigten, weil sie auf Erden nur taube Ohren gefunden, sich in den Mond geflüchtet hatte, wo sie, während sie in der Luft herumschwamm, sich unglücklicher Weise in die Schmähredе eines Fischweibes verwickelt hatte, die ohne Zweifel vor der Standhaftigkeit ihrer Gegnerin ebenfalls hatte die Flucht ergreifen müssen.

Diese beiden Musterstücke von Beredsamkeit fuhren trotz ihrer engen Verschlingung mit gleicher Heftigkeit fort und ohne die geringste Aussicht, daß eine die andere zum Schweigen bringen würde.

Ich war ganz empört, feierliche, erhabene Worte durch solche abscheuliche Redensarten unterbrochen zu hören und focht mit meinem Hute in der Luft herum, in der Hoffnung, die beiden Reden von einander zu trennen; aber sie waren so in einander verwirrt, daß alle meine Bemühungen vergeblich blieben und ich mich endlich genöthigt sah, sie beide ihrem Schicksale zu überlassen.

Der Theolog und sein Fischweib waren nicht so-

bald meinem Gehör entschwunden, als ich mitten in eine lange Geschichte hineinspazierte, die sich mit vieler Selbstgefälligkeit und Salbung erzählte. Den eigentlichen Inhalt und Zweck derselben konnte ich jedoch nicht ermitteln, da ihr die drei Haupterfordernisse einer jeden Rede — Anfang, Mitte und Ende — gänzlich abzugehen schienen. Dabei besaß sie aber den Vorzug, daß der Zuhörer bei jeder Periode hinzutreten oder sich entfernen konnte, ohne etwas einzubüßen.

Ich fand später, daß die Erzähler langer Geschichten und langweilige Redner den Mond mit einer ungeheuern Menge von Schall versehen.

Es gelang mir, mich diesem ziemlich ennuyanten Gebiete bald zu entziehen, und gleich darauf sah ich eine junge Dame auf mich zugelaufen kommen und etwas verfolgen, was im Winde vor ihr herrollte. Als sie näher kam, bemerkte ich, daß es die Gestalt eines Herzens trug, und die Dame, die ich jetzt wieder erkannte, hatte in der letzten Zeit, wie mir erzählt worden, durch eine hoffnungslose Liebe viel gelitten.

Sie war auf den Mond gekommen, um ihr verlorenes Herz wiederzugewinnen, und stand eben im Begriff, sich in den Besitz desselben zu setzen, als der Wind es ihr wieder entrissen hatte. Sie verfolgte es nun mit aller Schnelligkeit, die ihr zu Gebote stand.

Ich muß hierbei bemerken, daß die Dinge nicht in

derselben materiellen Form, die sie auf der Erde haben, in den Mond hinaufsteigen. Dieses Herz war ein bloßer Schatten oder Geist und so leicht, daß es von jedem Lufthauche fortgetrieben ward. Ich stellte mich ihm in den Weg und bemühete mich, es zu fangen, aber es schnellte an mir vorüber und das arme Mädchen setzte die Jagd weiter fort.

Eine andere junge Dame, die einmal außerordentlich gut gesungen, war gekommen, um ihre Stimme zu suchen, die sie durch eine Krankheit verloren. Sie hatte sie in einiger Entfernung eine reizende italienische Arie singen hören und eilte nach dem Platze, in der Hoffnung, sie wieder einschlucken zu können. Ein plötzlich entstehender Wind aber hatte sie fortgefegt, und sie hörte nun verzweiflungsvoll ihre eigenen süßen Töne in der Ferne verhallen.

Eben als ich mich wegwendete, sah ich einen wohlbekannten Staatsmann, der hierher gekommen war, um seine Rechtschaffenheit zu suchen, die er im Dienste seines Landes verloren hatte. Es lag ihm sehr daran, sie wiederzufinden, um seinen in der letzten Zeit bedeutend gesunkenen Credit bei allen Parteien wiederherzustellen.

Bald darauf begegnete ich einer sehr schönen, aber außerordentlich bleichen Dame, mit welcher ich bekannt war. Sie sagte mir, daß sie sich bemühe, ihren Teint

wiederzufinden, den sie sehr frühzeitig verloren und unaufhörlich beklage.

Ihr Antlitz war so reizend, daß ich nicht umhin konnte, ihr meinen Beistand bei ihrem Nachsuchen anzubieten, obschon ich ihr sagte, daß ich nicht wisse, wo die verlorenen Teints aufbewahrt würden, denn da ich eben erst im Monde angekommen, so sei ich mit der Geographie desselben noch nicht sehr vertraut.

Sie entgegnete, daß ein längeres Nachsuchen nicht nöthig sei, denn sie sei überzeugt, daß sie ihren Teint bereits entdeckt, obschon sie nicht im Stande gewesen, sich wieder in den Besitz desselben zu setzen; vielleicht aber ginge es, wenn ich ihr kräftigen Beistand leistete.

Ihr Teint war nämlich, wie sie sagte, in die Hände eines jungen Mannes gerathen, der ihn jetzt selbst trug und in dessen Gesicht sie ihn entdeckt, denn sie erkannte ihn sofort, obschon sie ihn seit mehrern Jahren eingebüßt, und überdies paßte er zu dem Gesicht des Räubers auch gar nicht.

Ich fragte, wo der junge Mann anzutreffen sei, und da die Dame wußte, welchen Weg er eingeschlagen, so folgten wir ihm so schnell als möglich und holten ihn bald ein.

Er war ein junger Mann von weibischem Aussehen und mit ausgesuchter Eleganz gekleidet. Es war

auf den ersten Blick klar, daß der schöne blühende Teint, den er trug, keine natürliche Verwandtschaft mit seinen Zügen hatte, denn er war nicht im Stande gewesen, ihn ganz genau anzupassen, weshalb er an mehrern Stellen von der Haut getrennt war.

Ich bemerkte, daß er sich fortwährend bemühete, durch sanftes Drücken und Berühren eine bessere Vereinigung herbeizuführen; aber trotz alledem gelang ihm dies nicht und er schien jeden Augenblick zu fürchten, das Gut, welches er sich unrechtmäßig angeeignet, wieder zu verlieren.

Ich redete ihn an und fragte ihn sehr artig, ob er auch ganz gewiß wisse, daß er seinen eigenen Teint anhabe.

„Ja," antwortete er mit einiger Entrüstung.

Ich bemühete mich hierauf, ihn von seinem Irrthum zu überzeugen, indem ich ihm vorstellte, daß an manchen Stellen ein Auseinanderklaffen zwischen seinem Teint und seiner Haut bemerkbar sei, und daß er nie eine sichere Vereinigung zwischen beiden zu Stande bringen würde.

Da er nicht geneigt schien, die unrechtmäßige Beute wieder auszuliefern, so näherte ich mich ihm unter dem Vorwande, mir sein Gesicht genauer anzusehen und packte ihn plötzlich beim Kinn. Der strittige Teint ließ sich sofort mit der größten Leichtigkeit losziehen und

ich überreichte ihn der Dame, die ihn an ihr Gesicht hielt, an welches er sich sofort fest und dicht anschloß.

Ich konnte nicht umhin, über die fahlen Wangen des jungen Mannes zu lachen, der auf diese Weise beraubt worden. Er machte sehr entrüstete Gegenvorstellungen wegen der seinem Gesicht angethanen Gewalt und fuhr fort, sein Eigenthum, wie er es nannte, zurückzufordern.

Ich ersuchte ihn, zu bemerken, daß der Teint sich an das Gesicht der Dame so fest angelegt habe, daß jede Entfernung unmöglich sei — ein Beweis, daß er sich geirrt haben müsse, als er geglaubt, das streitige Gut gehöre ihm. Ich sagte ihm, ich wäre überzeugt, daß sein eigener Teint, als er ihn noch besessen, eben so schön gewesen und ohne Zweifel würde er ihn auch durch fleißiges Nachsuchen wiederfinden, denn im Monde wäre er gewiß, da er ihn, nach seinen Wangen zu urtheilen, offenbar verloren.

Er ließ sich dadurch nicht beruhigen, sondern beharrte darauf, daß, wenn auch dieser Teint ursprünglich dem Gesicht der Dame angehört, derselbe doch dadurch, daß er in den Mond gekommen, verfallen und die rechtmäßige Beute eines Jeden geworden sei, der sich seiner bemächtigen könne.

Ich bemerkte dagegen, daß es jetzt nichts nützen könne, das Recht der Dame, ihren Teint zu tragen,

streitig zu machen, da derselbe ja einmal wieder auf unablösbare Weise mit ihr vereinigt worden, und wenn er entschlossen sei, keinen andern zu tragen, so bliebe ihm kein anderer Ausweg übrig, als zu warten, bis der begehrte Gegenstand wieder nach dem Monde käme, wo er dann versuchen könne, sich seiner zum zweiten Male zu bemächtigen.

Er wendete sich in größter Erbitterung ab, und die Dame, die nun vollkommen schön war, nahm mit vielen Ausdrücken der Dankbarkeit für den Dienst, den ich ihr geleistet, Abschied.

Später begegnete ich dem jungen Manne wieder und sah ihn abermals in dem Besitze eines schönen blühenden Teints, auf den er ganz gewiß kein Recht hatte, denn er wendete den Kopf weg, als er an mir vorüberging.

4.

Nachdem ich dieser Dame ihre Schönheit wieder geschenkt, ging ich, neue Abenteuer aufzusuchen, und war noch nicht weit gekommen, als ich ein großes Gebäude erblickte, auf welches ich zuschritt, und da die Thüren offen standen, so ging ich hinein.

Das Gebäude bestand aus einem einzigen, ungeheuer großen Saale, dessen Wände mit Bretergestellen bedeckt waren, die eine Menge kleiner Flaschen enthielten. Die Pfropfe derselben waren fest gebunden, wie man bei Flüssigkeiten zu thun pflegt, deren Geist oder Aroma außerdem leicht entweichen würde.

Diese Flaschen enthielten die verlorene gute Laune derjenigen, die durch irgend eine beklagenswerthe Ursache oder auch ohne alle Ursache um ihre Heiterkeit gekommen waren. Die Flaschen schienen nicht mit einer Flüssigkeit, sondern mit einer Art Dunst gefüllt zu sein,

der sich fortwährend in sehr lebhafter Bewegung befand. Jede Flasche war mit einer Etiquette versehen, auf welcher der Name der Person geschrieben stand, von welcher der Inhalt herrührte. Beigefügt war eine kleine Notiz über das Unglück, welches diesen Verlust von Heiterkeit herbeigeführt hatte.

Es machte mir großes Vergnügen, an diesen Bretergestellen herumzugehen und diese kleinen Geschichten zu lesen, durch welche ich die geheimen Leiden mehrerer meiner Bekannten entdeckte, die ohne scheinbaren Grund tiefsinnig geworden waren und den Scharfsinn ihrer Freunde vergebens beschäftigten.

Die bei Weitem größere Zahl dieser Flaschen rührte von Frauen her. Viele Damen hatten ihre Heiterkeit durch getäuschte Liebe verloren, andere durch unglückliche Heirath, wieder andere, weil sie keine Kinder hatten, und noch andere, weil sie Alles hatten, was sie wünschten.

Einige der Etiquetten zeigten an der Stelle, die zur Notirung des Unglücks bestimmt war, einen leeren Raum. Diese leeren Räume waren, wie ich erfuhr, die Geschichte derjenigen, deren Munterkeit ohne irgend eine wirkliche Ursache und nur deshalb entschwunden war, weil sie überhaupt nicht von dauerhafter Art gewesen.

Schon das Lesen der Aufschriften auf diesen Flaschen wäre ein hinreichender Grund, den Mond zu be-

suchen, besonders für diejenigen, welche es sich zur Aufgabe machen, ihre Freunde mit Motiven zu versehen und für jede Veränderung des Aussehens oder Benehmens eine Ursache anzugeben, was sehr abgeschmackt ist, denn hier kann man in wenig Minuten Entdeckungen machen, die durch bloßes Forschen und Scharfsinn nicht zu erreichen sind, und ich glaube, daß unter allen Anreizungen zur Neugier keine stärker ist, als die geheimnißvolle Schwermuth eines Menschen, der allem Anscheine nach vollen Grund hat, heiter und lebenslustig zu sein.

Ich sah, daß viele von den Besitzern dieser auf Flaschen gezogenen Heiterkeit auf einen sehr unbedeutenden Grund hin unglücklich geworden waren.

Einige der angegebenen Gründe schienen mir kaum hinreichend, einen Mißmuth von nur eintägiger Dauer zu rechtfertigen; ein Theil dieser Widerwärtigkeiten hätte nach meiner Meinung eher als etwas Vortheilhaftes betrachtet werden sollen; andere schienen mir ganz und gar eingebildet zu sein und es war offenkundig, daß der Leidende nur durch seine lebhafte Phantasie unglücklich geworden war.

Ich bemerkte unter diesen Flaschen auch einige, die leer waren, und als ich nach dem Grunde fragte, sagte man mir, daß darin sich die Heiterkeit von Leuten befunden, welche nach einer gewissen Periode von Me-

lancholie, durch Standhaftigkeit, Philosophie, Religion, einen Wechsel der Witterung oder irgend sonst etwas ihre Lebenslust wiedergewonnen hätten.

Sobald nämlich Jemand, dessen Heiterkeit hier aufbewahrt wird, wieder heiter werden und seine Lebenslust zurückhaben will, so macht dieselbe eine so große Anstrengung, aus der Flasche zu entweichen, daß der Pfropf herausgesprengt wird, worauf sie sofort in den Besitz ihres natürlichen Eigenthümers zurückkehrt und die deshalb nöthige Reise in wenigen Minuten ausführt. —

Wenn diese Befreiung geschehen ist, so bemerken die Aufseher dieses großen Depots auf der Etiquette der betreffenden Flasche, wie lange die Heiterkeit gefangen gewesen, und die leere Flasche bleibt stehen, um sie wieder aufzunehmen, für den Fall, daß sie von ihrem Besitzer zum zweiten Male verbannt würde. Dies geschieht in Folge der Veränderlichkeit und Unbeständigkeit gewisser Temperamente gar nicht selten, und ich ersah aus mehreren Notizen, daß die gute Laune vieler Menschen auf fortwährenden Reisen zwischen der Erde und dem Monde hin und her begriffen ist.

Auf einer dieser leeren Flaschen sah ich den Namen eines Freundes von mir, der durch den Verlust seiner Gattin in große Betrübniß versetzt worden war. Ich war überrascht, zu lesen, daß schon nach kurzer Zeit

seine gute Laune den Kork gesprengt und zu ihm zurückgekehrt war, während ich ihn doch immer noch mit betrübter Miene einhergehen gesehen hatte. Ich dachte, es müsse ein Irrthum im Datum obwalten, aber man sagte mir, daß diese Flaschen untrüglich seien; daß sie den Kummer nach dem Herzen und nicht nach dem Gesichte berechneten und daß, sobald die geheime Neigung zur frohen Laune zurückkehre, dieselbe ganz gewiß den Kork sprenge, wenn das Gesicht auch untröstlich bleiben sollte.

Hieraus ergab sich demnach, daß, obschon mein Freund sich so betrübt gestellt, die Flasche doch wußte, daß er in der Stimmung sei, den Inhalt derselben wieder zu empfangen, und es hatte mir blos an dem nöthigen Scharfsinn gefehlt, um seine verhehlte Heiterkeit zu entdecken.

Diese Entdeckung freuete mich, denn ich bin immer der Meinung gewesen, daß das Traurigsein keine so große Pflicht und von keinem so wesentlichen Nutzen ist, wie man zuweilen glaubt.

Es waren außer mir noch viele andere Personen mit der Besichtigung dieser Flaschen beschäftigt, und ich bemerkte darunter eine hübsche Frau, die ich kannte und die früher eine ganz außerordentliche Munterkeit besessen hatte, plötzlich aber niedergeschlagen und tiefsinnig geworden war. Sie konnte dafür keinen andern Grund

angeben, als den, welchen man im Shakespeare lies't — sie war traurig, weil sie nicht heiter war. Da sie den Mangel ihrer frühern Munterkeit sehr schmerzlich empfand, so war sie nach dem Monde gereis't, um sie zu suchen.

Hier hatte man sie nach diesem Gebäude gewiesen, und sie hatte auch richtig die Flasche gefunden, welche ihre frohe Laune enthielt.

Als ich mich ihr näherte, stand sie da und sann auf ein Mittel, wie sie sich wieder in den Besitz ihres Eigenthums setzen könne. Anfangs hatte sie beabsichtigt, die Flasche mit fortzunehmen und sich dann mit Muße das Weitere zu überlegen; sie waren aber alle unbeweglich auf den Bretern fest gemacht, so daß nur an Ort und Stelle etwas damit vorgenommen werden konnte. Sie bat mich um einen guten Rath in dieser Verlegenheit, und da mir die von Arioste beschriebene Erfindung einfiel, so rieth ich ihr, wenn der Pfropf entfernt wäre, den Kopf über die Flasche zu halten und den Dunst, welcher herausströmen würde, einzuathmen. Sie stellte sich in Bereitschaft, und ich schnitt den Faden durch, welcher den Pfropf festhielt, worauf derselbe mit einem lauten Knalle herausflog, auf welchen ein schallendes Gelächter folgte. Dies war die gefangen gehaltene frohe Laune, und das Gelächter dauerte so lange, als der Dunst herausströmte. Die Dame hielt das

Gesicht darüber, wie über ein Riechfläschchen, richtete sich, als die Flasche aufgehört hatte zu lachen, wieder in die Höhe und ich sah sofort, daß meine Erfindung den gewünschten Erfolg gehabt hatte. Ihre Augen hatten ihren frohen Glanz und ihr Mund sein schönes Lächeln wiedergewonnen. Sie ging fort und freuete sich nicht wenig, wieder fröhlich und heiter zu sein.

Es waren auch noch viele andere Leute in dem Zimmer, welche, nachdem sie die ihnen zugehörigen Flaschen gefunden, nicht wußten, wie sie zu dem Inhalte derselben gelangen sollten. Jetzt aber, nachdem mehrere das glückliche Gelingen der von mir angerathenen Manipulation gesehen, begannen sie dieselbe nachzumachen, so daß ich sehr bald auf allen Seiten Pfropfe knallen und Flaschen lachen hörte.

Die erste Wiederherstellung der verlorenen Heiterkeit äußerte auf die meisten der Patienten eine heftige Wirkung, und wenn sie nach Beendung der Operation die Köpfe in die Höhe richteten, brachen sie in der Regel in ein schallendes Gelächter aus, ja einige tanzten im Saale herum, oder gaben ihre Lustigkeit auf andere geräuschvolle Weise zu erkennen.

Die lächerlichsten Possen machte eine alte Frau, welche, nachdem sie die Flasche gefunden, welche die frohe Laune ihrer Jugend enthielt, diese wieder einsog, um wieder jung zu werden. Augenblicklich wurden die

Züge des alten siebzigjährigen Gesichts von der Heiterkeit eines sechszehnjährigen Mädchens belebt; die alte Frau war von ihren neuen Empfindungen gleichsam berauscht; sie lachte unmäßig, tanzte und sang, zum großen Aerger ihrer Tochter, welche sie begleitete und sich vergebens bemühete, dieser etwas zu spät kommenden Lebhaftigkeit Einhalt zu thun.

Ich bemerkte eine Dame mit einem sehr ernsten Gesicht, welche sehr fleißig unter den Flaschen aus der Zeit suchte, von welcher sie den Verlust ihrer Heiterkeit datirte, aber sie war nicht im Stande, eine mit ihrer Namensaufschrift versehene ausfindig zu machen.. Ich hörte, wie eine andere Dame, ihre Begleiterin, sich bemühete, sie zu überreden, daß sie von jeher so phlegmatisch gewesen, wie jetzt, und zu keiner Zeit ihres Lebens vermocht habe, den Inhalt einer Flasche zu liefern; es sei daher vergebens, nach einer frohen Laune zu suchen, die weder hier noch anderwärts sein könne.

Die ernste Dame hatte sich jedoch einmal vorgenommen, munter zu werden, und da sie keine gute Laune fand, die sie mit Recht als die ihrige in Anspruch nehmen konnte, so fiel es ihr ein, nach der Flasche einer andern Person zu greifen, was, wie sie sagte, ja nichts schaden könne, denn die Person, die auf diese Weise beraubt würde, könne ja dann ihre Flasche nehmen,

denn da sei dieselbe unzweifelhaft, obschon sie sie nicht sogleich finden könne.

Demgemäß löst'e sie den Pfropf einer Flasche, die, nach der Explosion zu urtheilen, mit einem ziemlich reichen Vorrathe von froher Laune versehen sein mußte. Sie sog Alles ein bis auf das letzte Gelächter; als sie aber dann den Kopf emporrichtete, war sie eben noch so gesetzt wie zuvor, und fand zu ihrer großen Enttäuschung, daß sie mit der frohen Laune eines Andern nicht heiter sein konnte.

Ich sah später von Anderen gleiche Diebstähle begehen und allemal ergab sich, daß die eingeschlossene Heiterkeit sich nur mit dem wirklichen ursprünglichen Besitzer vereinigte.

Dies hätte sich vielleicht voraussagen lassen, denn wir sehen sehr häufig, wie Leute, die keine angeborene Lebhaftigkeit besitzen, sich, wiewohl erfolglos, bemühen, dieselbe von Andern zu entlehnen, wenn auch nicht aus einer Flasche.

Ich rede hier namentlich von denen, welche, von Natur ernst, lebhaft zu sein versuchen, indem sie die Geberden und Redeweise annehmen, die sie an mit Heiterkeit begabten Personen bemerkt haben. Trotz alles ihres Strebens gelingt es ihnen doch niemals, es so weit zu bringen, daß man diese Geberden und Reden

für wirkliche Anzeichen von Heiterkeit und guter Laune hielte. —

Ich sah eine unglückliche Dame in nicht geringer Verlegenheit. Sie hatte sich bemüht, meine Erfindung auf die Flasche anzuwenden, in der sich ihre frohe Laune befand. Weil sie aber eines Theils dabei etwas zu langsam gewesen war und dann auch den Kopf nicht richtig gehalten hatte, so hatte sie die ganze frohe Laune entwischen lassen, und dieselbe flog, wie um sie zu verspotten, durch ein Fenster hinaus. Das arme Mädchen stand ganz verzweifelt am Fenster, während sie sich selbst so in der Ferne lachen hörte, und sah sich nun für ihre ganze Lebenszeit zu hoffnungsloser Melancholie verurtheilt.

Ich hatte jedoch auch die Freude, Vielen ihr heiteres Temperament zurückzugeben, und es machte mir viel Vergnügen, die schwermüthigen Gesichter Vieler zu sehen, als sie dieses Zimmer betraten, und die fröhliche Miene, mit der sie es verließen, nachdem sie sich auf diese Weise wieder erheitert hatten.

5.

Nachdem ich mich hier eine Zeitlang unterhalten, entfernte ich mich und setzte meine Wanderung weiter fort.

Es dauerte nicht lange, so kam ich an ein anderes Gebäude, in welches ich eintrat und das eben so wie das vorige mit Flaschen angefüllt war.

Diese enthielten die Hoffnungen, die niemals in Erfüllung gegangen und schienen für das Auge mit einer hellen durchsichtigen Flüssigkeit gefüllt zu sein. Auf jeder Flasche stand der Name dessen, dem sie gehörte, nebst einer kurzen Notiz über die eingeschlossenen Hoffnungen und die Umstände, unter welchen sie gehegt wurden.

Bei dem ersten Blick auf die Außenseiten der Flaschen sah ich Grafenkronen, Marschallstäbe, Geldsäcke und andere dergleichen Annehmlichkeiten des Lebens mehr, und ich kam demzufolge auf den Gedanken,

daß, wenn, wie wir oft versichern hören, die Hoffnung die angenehmste Beschäftigung des Geistes ist, wir sehr unrecht daran thun, wenn wir uns über das Elend des Lebens beklagen. Nach derselben Theorie sollten wir uns eigentlich freuen, daß so wenige von den Gütern, die wir sehen, erreichbar sind, denn da man das, was man einmal erlangt hat, nicht mehr hoffen kann, so ist damit auch der größte Genuß, den es gewährt, verschwunden. Das Glück eines jeden Menschen muß nicht nach der Zahl seiner Erfolge, sondern nach der Menge seiner Hoffnungen bemessen werden, und mit welchem scheinbaren Unglück er auch gekämpft haben mag, so muß man ihn doch, sobald ihn nur die Natur mit einer rüstigen Hoffnung begabt hat, für einen glücklichen Menschen erklären.

Als ich auf einer dieser Flaschen die Präsidentschaft des Staatsraths als die darin enthaltene Hoffnung erblickte, sah ich mit einiger Neugier nach dem Namen, um zu erfahren, wessen Hoffnungen sich so hoch verstiegen hatten, und erwartete den Namen irgend eines berühmten Staatsmannes zu finden. Der Name war aber der eines ganz untergeordneten Secretairs, der sein ganzes Leben lang eine kaum zweihundert Thaler eintragende Stelle bekleidet hatte. Er war in einem Alter von sechsundsiebzig Jahren gestorben, und ohne Zweifel

hatte er in seinem Alter und seiner Armuth durch diese Hoffnung Trost und Linderung gefunden.

Die Stellung eines einflußreichen Parteiführers, der eine Aenderung in der Verfassung des Landes herbeiführen könnte, war die Hoffnung eines Mannes, der zwei Mal in der Repräsentantenversammlung des Landes gesprochen und dabei einigen Beifall gefunden hatte.

Der größte schwedische Dichter zu sein, war die Hoffnung eines jungen Mannes, die sich auf nichts weiter stützte, als weil er einmal bei dem Tode eines Freundes ein paar Verse in das Stockholmer Tageblatt hatte setzen lassen.

Eine Familie von zwei hübschen Knaben und vier schönen Mädchen war die sichere Hoffnung einer Dame, welche in ihrem sechsundvierzigsten Jahre geheirathet hatte.

Ich fand hier viele so überschwengliche und mit der Möglichkeit geradezu im Widerspruch stehende Hoffnungen, daß mir ein gewisser Wunsch, den Rabelais erzählt und der mir immer als das Non plus ultra von Abgeschmacktheit erschienen war, weniger unglaublich vorkam. Jener Habgierige wünschte nämlich, daß eine gewisse Kirche vom Fußboden bis zum Dache mit Nähnadeln angefüllt wäre und daß er so viel Ducaten hätte, als nöthig wären, um alle die Säcke zu füllen, die mit

diesen Nadeln genäht werden könnten, bis sie sämmtlich die Spitzen oder Oehre verloren hätten. Ich sah aber hier Wünsche und Hoffnungen, deren Kühnheit eben so weit, ja vielleicht noch weiter ging.

Ich sah einen alten Mann, der die Flasche las, welche seine eigenen vergangenen Hoffnungen enthielt. Er lachte herzlich über die Extravaganz derselben und erklärte, er hätte wenigstens tausend Jahre leben müssen, wenn sie hätten alle in Erfüllung gehen sollen, was bei Vielen nur dann möglich gewesen wäre, wenn die ganze Menschheit sich verschworen hätte, seinen Plänen Vorschub zu leisten.

Einige Flaschen enthielten eine ungeheuere Anzahl von Hoffnungen, weil die Besitzer im Hoffen sehr fruchtbar gewesen waren; andere Personen wieder schienen immer nur Platz zu Einer Hoffnung auf einmal gehabt zu haben.

Es machte mir Vergnügen, die Hoffnungen eines Menschen von seiner Jugend bis in's Alter zu verfolgen und die Verschiedenheit derselben je nach den verschiedenen Stadien des Lebens zu betrachten. Einige der jüngeren Hoffnungen amüsirten mich. Ein Mädchen von sechszehn Jahren hatte sich unausgesetzt mit der Hoffnung getragen, daß die Form ihrer Nase sich noch verbessern würde, ehe sie vollkommen erwachsen wäre. Eine zweite junge Dame von demselben Alter

hatte eben so eifrig gehofft, daß ihr Haar sich etwas dunkler färben werde.

Als ich meinen eigenen Namen auf einer Flasche sah, las ich meine jugendlichen Hoffnungen, die ich hier weiter nicht ausführlich auseinandersetzen will. Ich war ganz erstaunt über die Ueberschwenglichkeit und Abgeschmacktheit derselben, denn bis zu diesem Augenblicke hatte ich mir eingebildet, von jeher ein sehr vernünftiger Mensch gewesen zu sein, und konnte nicht begreifen, wie mir jemals solche Projecte in den Kopf gekommen waren.

Ich bemerkte einen zweiten alten Mann, welcher ebenfalls seine Flasche studirte und die glänzenden Hoffnungen seiner Jugend recapitulirte. Er beklagte es, daß er nicht mehr fähig wäre, solche Visionen zu haben und erklärte, er wolle versuchen, die Fähigkeit des Hoffens wieder zu erlangen und zu diesem Zwecke den Inhalt der Flasche trinken. Er verschaffte sich ein Glas, zog den Pfropfen und goß die Flüssigkeit heraus, welche wie Champagner funkelte und schäumte. Er trank sie schnell aus, denn er schien zu glauben, daß das Entweichen einer jeden Luftblase der Verlust einer Hoffnung sei. Er trank Alles auf Einen Zug hinunter und gerieth sofort in übermäßiges Entzücken. Alle Hoffnungen seines Lebens nahmen auf einmal Besitz von ihm und er glaubte, er sei im Begriff, irgend eine gewaltige

Heldenthat auszuführen, obschon er nicht zu sagen vermochte, worin sie bestehe. Seine Worte, Blicke und Geberden waren wild und unzusammenhängend, und wenn zwei Freunde, von denen er begleitet war, ihn nicht festgehalten hätten, so würde er wahrscheinlich irgend ein gefährliches Wagestück unternommen haben. Man drängte ihn zum Zimmer hinaus, und ich hörte später, daß sein Delirium sich erst nach mehreren Stunden gelegt hatte, und selbst als er seine Fassung wieder erlangt, blieb er noch dann und wann dergleichen Visionen unterworfen und wird noch jetzt von Zeit zu Zeit von chimärischen Ideen geplagt.

Es fiel mir ein, daß, obschon die ganze Flasche Hoffnung auf einmal hinuntergestürzt, Wahnsinn erzeugte, doch vielleicht eine kleine Quantität auf einmal mit Nutzen und Vortheil in den spätern Jahren des Lebens getrunken werden könne, und ich beschloß daher, meine Flasche zur Erheiterung meines Greisenalters mitzunehmen, denn die Hoffnungsflaschen waren nicht an den Bretern fest gemacht, wie die, welche die verlorene Heiterkeit enthielten.

Bei einer Gelegenheit habe ich bereits eine sehr kleine Quantität meiner Hoffnungen mit Wasser verdünnt getrunken und eine sehr angenehme Erheiterung des Gemüths dadurch erfahren.

Eine Vorsicht ist jedoch wohl zu bemerken, wie

mich das Beispiel eines alten Herrn lehrte, der seine Flasche Hoffnungen auch von dem Monde geholt und davon Gebrauch machte, nachdem sie eine Zeit lang still und unberührt gestanden. Durch das Stillstehen hatten sich die einzelnen Hoffnungen von einander geschieden, so daß er eine einzelne Hoffnung von oben weg gegossen und diese allein getrunken hatte. Es zeigte sich, daß die Hoffnungen nach ihrem Gewichte über einander standen und nicht nach der Reihenfolge, in welcher sie in die Flasche gekommen waren; die, welche er zuerst trank, war daher zufällig eine aus seiner frühen Jugend. Es war die Hoffnung, die Gunst einer gewissen verheiratheten jungen, sehr schönen Frau zu erlangen, die nach dem, was das Gerücht sagte, durchaus nicht unzugänglich war; nachdem er aber diesen Plan drei Jahre vergeblich verfolgt, beschloß er sehr klüglich, denselben aufzugeben, und die Hoffnung flog demgemäß hinauf in den Mond in ihre Flasche. Diese nun von oben weggetrunkene Hoffnung bemächtigte sich seiner wieder mit ihrer ganzen Heftigkeit. Dem Alter, wo er sie zuerst faßte, war sie vollkommen angemessen gewesen, stand aber seinem gegenwärtigen ehrwürdigen Aussehen sehr übel an.

Dieselbe Dame war jetzt nicht mehr sichtbar, aber er kannte jetzt eine andere von gleicher Schönheit und demselben zweideutigen Rufe, denn jede Generation hat

Gelegenheit zu dergleichen Unternehmungen. In Folge der in ihm durch seine Flasche angeregten Begeisterung stellte er sofort der Dame auf alle nur erdenkliche Weise nach, zur großen Belustigung vieler Beobachter und zur Ueberraschung seiner Freunde, denn zeither hatte er stets auf sein Lebensalter Rücksicht genommen und niemals eine mit seinen Jahren unvereinbare Indiscretion zu begehen gesucht. Diese Hoffnung quälte ihn drei Wochen lang, während welcher Zeit er unermüdlich war, aber dann verschwanden allmählig die Wirkungen des Trankes, er entdeckte, welchem Trugbilde er nachgelaufen und war sehr beschämt über das, was er gethan. Er sagte mir, wenn seine Flasche ihn zu solchen Absurditäten verleitete, so würde er sich lieber von Niedergeschlagenheit und Verzweiflung quälen lassen.

Ich rieth ihm, seine Flasche tüchtig umzuschütteln, so daß alle Hoffnungen durcheinander kämen, ehe er sich einen Trank einschenkte, wo er dann, wie ich glaubte, nicht durch ein einzelnes Project angestachelt, sondern blos eine allgemeine Ermuthigung erhalten würde.

Dies thut er auch nun mit gutem Erfolg, und nach jedem Schluck wird er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß ihm irgend ein Glück bevorstehe, obschon er keinen Begriff von der eigentlichen Art desselben hat, und auf diese Weise wird er gegen die Melancholie des Greisenalters vollkommen gestählt.

Allerdings ist es keine neue Erfindung, sich eine glückliche Stimmung anzutrinken, aber die, welche man auf die eben beschriebene Weise erlangt, hat den Vortheil, daß sie nicht von den schlimmen Folgen begleitet ist, welche der häufige Gebrauch einer andern gewöhnlichen Flasche nach sich zieht.

6.

Als ich das Haus der Hoffnungen verließ und meine Reise weiter fortsetzte, begegnete ich meinem alten Herrn, der mir sagte, er sei in den Mond gekommen, um die Zeit zu suchen, die er während seines Lebens verloren.

„Denn," sagte er, „wenn ich alle die Stunden wieder gewinnen könnte, die ich nicht recht angewendet, so wäre ich wieder ein junger Mann."

„Aber," sagte ich, „ist es nicht wahrscheinlich, daß diese Stunden wieder zu denselben Beschäftigungen verwendet werden würden, welche sie früher nach dem Monde gebracht haben?"

„Nein," antwortete er; „ich glaube, es giebt einige alte Leute, welche den Verlust ihrer Zeit blos beklagen, weil es ein Verlust an Vergnügen ist; aber ich freue mich, daß ich mich von meinen Irrthümern losgemacht

habe. Ich unternahm vor Kurzem eine vollständige Reform meiner Gewohnheiten und sie gelang mir. Ich wünsche meine Zeit wieder zu gewinnen, blos um sie ganz der Tugend zu widmen, deren ich mich jetzt erfreue, denn leider habe ich die Freuden der Tugend so spät erkannt, daß ich nicht viel Zeit mehr zur Ausübung derselben erwarten kann." Ich ging mit diesem alten Manne weiter, bis wir an ein Gebäude kamen, welches nach der Auskunft, die ein uns Begegnender uns gab, verlorne Laster enthielt.

Wir fragten, was man unter diesem Ausdruck verstehe, und erfuhren, daß in diesem Gebäude alle jene ausschweifenden Gewohnheiten aufbewahrt würden, die ungern von denen aufgegeben worden sind, die nur durch das Greisenalter gebessert werden können und die einer Sünde nie eher entsagen, als bis sie die Fähigkeit zu sündigen verlieren.

Wir traten in das Gebäude und fanden wie in den beiden vorigen, ein großes Zimmer mit vielen Bretergestellen, auf welchen die übeln Gewohnheiten durch eine eigenthümliche Vorrichtung aufbewahrt werden.

Die Laster eines jeden Menschen sind hier in einem kleinen Instrument enthalten, welches hinsichtlich seines Gebrauchs genaue Aehnlichkeit mit dem sinnreichen Spielzeuge hat, welches man ein Kaleidoscop nennt. Auf jedem dieser Instrumente steht der Name des

Lüstlings, der es angefüllt hat. Auf einem derselben bemerkte ich den Namen eines Mannes, dessen vergangenes Leben mir sehr genau bekannt war. Ehedem machte er sehr unumschränkten Gebrauch von allen Genüssen, welche die Vorsehung dem Menschengeschlecht bescheert, lebt aber jetzt in strenger Uebung jeder Tugend, welche das hinfällige Alter ihm aufnöthigt.

Ich nahm sein Kaleidoscop von dem Bretsims, und als ich hineinschaute, sah ich ihn, den Sitten einer frühern Zeit gemäß, wo der Gott Bacchus noch fleißiger verehrt ward als jetzt, mit einigen Genossen an einer Tafel zechen. Ich erkannte ihn sogleich, obschon er hier noch als junger Mann erschien. Seine Zechbrüder hatte ich niemals gesehen, denn ich glaube, er hatte sie alle durch sein Beispiel verdunkelt. Ihre Gestalten waren auf diesem Bilde sehr klein, aber ganz vollkommen und alle ihre Blicke und Geberden treu dargestellt; zu hören war nichts, obschon aus dem Anschauen der ganzen Scene hervorging, daß sie sehr geräuschvoll sein mußte.

Während ich diese Miniaturtrinkscene noch betrachtete, gab ich zufällig dem Kaleidoscop eine kleine Wendung, worauf das Bild augenblicklich verschwand und ein anderes Abenteuer zum Vorschein kam, dessen Held aber immer wieder derselbe Mann war.

Er bewarb sich hier um die Gunst einer schönen

jungen Dame, und aus ihrem Sträuben und ihrer Angst schloß ich, daß dies ihre erste Zusammenkunft sei. Er schien keine Fortschritte zu machen, so lange ich das Kaleidoscop still hielt; ich gab ihm aber eine kleine Drehung und fand, daß ich damit fortfahren müsse, wenn ich den Gang des Abenteuers bis zum Schluß verfolgen wollte. Ich drehete es daher allmählig weiter, aber sehr vorsichtig, um mir kein Stadium dieser Unterhandlung entgehen zu lassen, eingedenk der Worte Ovid's:

Non est properanda voluptas,
At sensim longa prolicienda mora.

Als diese Heldenthat vollendet war, trat eine andere an deren Stelle, und ich fand, daß ich durch weiteres Drehen des Kaleidoscops alle Ausschweifungen dieses alten Mannes der Reihe nach an mir vorüberziehen lassen könne. Meine Neugier dauerte jedoch nicht viele Jahre seines Lebens hindurch, welches an dergleichen Scenen ungemein reich war.

Ich beklagte, daß Le Sage und Smollet nicht Zutritt zu diesen Kaleidoscopen gehabt hatten. Wenn vielleicht jetzt ein Schriftsteller lebt, der sich für einen würdigen Nachkommen von diesen hält, so kann er seine Zeit nicht vortheilhafter anwenden, als wenn er eine Reise nach dem Monde macht, um diese kleinen Instrumente zu befragen, die ihm einen Vorrath von Abenteuern an die Hand geben werden, wie er ihn durch die

Beobachtung des wirklichen Lebens unmöglich einsammeln kann. Aber nicht blos die Verfasser von Romanen, sondern auch die Leser finden hier die allerbeste Bibliothek, denn durch einige Drehungen des Kaleidoscops erhalten sie Kenntniß von mehr Abenteuern, als wenn sie hundert Seiten lesen, und keine sterbliche Feder vermag dieselben so treu und wahr zu schildern, wie eins dieser Kaleidoscope. Ich nahm nach der Reihe mehrere derselben zur Hand und schöpfte daraus viel nützliche Belehrung.

Während ich so mit diesen biographischen Studien beschäftigt war, bemerkte ich, daß der alte Mann, mit dem ich hineingekommen, sich sehr eifrig derselben Beschäftigung widmete. Ich ging auf ihn zu und sah seinen eigenen Namen auf dem Kaleidoscop, in welches er schauete.

Dies nahm mich Wunder, denn er hatte von den Lastern seiner Vergangenheit mit so viel Zerknirschung gesprochen, daß ich glaubte, er würde diese Wiedererscheinungen derselben lieber vermieden haben, anstatt sich vorsätzlich durch diesen Anblick zu betrüben. Ich vermuthete daher, daß er um der Reue und Buße willen sein Leben gleichsam die Revue passiren lasse; aber als ich ihm in's Gesicht blickte und darin Entsetzen und Abscheu ausgedrückt zu sehen erwartete, bemerkte ich,

wie sein Auge bei der Erinnerung an seine sinnlichen Genüsse vor Freuden funkelte.

Er besah jedes Bild auf's Genaueste und drehete das Kaleidoscop so langsam und vorsichtig als möglich, um den Genuß zu verlängern und keinen wesentlichen Umstand zu übersehen, und während er diese Geständnisse machte, lag eine wollüstige Freude in seinem Gesicht, die zu seinem ehrwürdigen Aussehen sehr schlecht paßte.

Ich fand, daß diese Visionen der Vergangenheit eine eigenthümliche Macht auf den Besitzer des Kaleidoscops ausübten, indem sie seine frühern Gedanken und Empfindungen wieder belebten und für den Augenblick eine eingebildete Stärke mittheilten.

„Ich sehe," sagte ich, „daß Ihr zu den Freuden Eurer Jugend zurückgekehrt seid. Hier habt Ihr das Mittel, Eure verlorene Zeit wieder zu gewinnen."

„Wie so?" fragte er.

„Nun," antwortete ich, „ich brauche blos dieses kleine Instrument mitzunehmen und dann könnt Ihr in Eurem Lehnstuhl sitzen und ein junger Mann sein, so oft es Euch beliebt. Die wirkliche Ausführung dieser Dinge würde eine Anstrengung erfordern, die Euch jetzt sehr schwer oder auch geradezu unmöglich fallen dürfte; mit diesem Kaleidoscop jedoch könnt Ihr

jedes Laster nach Wunsch genießen, ohne eine andere Mühe, als ein Auge zuzudrücken."

„Das ist wahr," sagte er; „es wird für mich in meinen alten Tagen ein großer Trost sein."

„Aber," fragte ich, „wird es nicht der strengen Mäßigkeit und Tugend Eintrag thun, welche Ihr während Eures ganzen noch übrigen Lebens üben wollt?"

„Durchaus nicht," antwortete er, „weil diese Wiederholungen nicht von den gewöhnlichen Folgen des Lasters begleitet sein werden; ich thue nichts Unrechtes, wenn ich in dieses kleine Ding schaue. Ich kann mit den Freunden meiner Jugend in diesem Kaleidoscop schwelgen und erwache den nächsten Morgen ohne Kopfschmerzen. Der Wein, der vor vierzig Jahren getrunken ward, gestattet jetzt ein sehr unschuldiges Zechgelag, oder wenn ich einen Anschlag gegen eine Dorfschönheit verfolge, so kann ich die Sache hier ausführen, ohne daß irgend ein Weib auf Erden durch meinen Sieg ihre Gemüthsruhe verlöre. Ich habe volles Vertrauen zu meiner Besserung, ich habe mich vollständig von dem wirklichen Laster losgesagt, aber ich wüßte nicht, warum ich so hart gegen mich sein, und meinem Greisenalter den Trost dieser Erinnerungen versagen sollte, die für mich einen ganz besondern Reiz haben."

Mit diesen Worten steckte er sein Kaleidoscop

in die Tasche und ging fort, um sich in der Enthaltsamkeit und Tugend zu üben.

Ich sah hier noch mehrere andere alte Männer, von denen jeder sein Kaleidoscop gefunden hatte und sich mit großem Behagen in die Laster seiner Jugend versenkte. Während dieses Zeitvertreibs wurden ihre Mienen durch einen bei alten Leuten sehr widerlichen Ausdruck von Lüsternheit entstellt. Jeder von ihnen nahm sein Instrument mit fort, um sich in seinen alten Tagen damit zu trösten.

Es ist wahrscheinlich, daß alle diese alten Männer ebenso wie der vorerwähnte seit einiger Zeit ihre eigene Enthaltsamkeit bewundert und sich eines vollständigen Siegs über die bösen Leidenschaften ihrer Jugend gerühmt hatten, weil sie, durch ihre siebenzig Jahre enthaltsam gemacht, allen den Lastern entsagt hatten, welche Körperkraft erfordern. Die Menschen handeln gegen ihre Laster und ihre Freunde fast auf gleiche Weise, denn Niemand will zugeben, daß er von ihnen verlassen worden.

Ich kann hier nicht umhin, dem harten Loose der Tugend, welche zum Nachfolger des Lasters gemacht wird, eine kleine Betrachtung zu widmen. Wenn das durch die Verwüstungen des Lasters zertrümmerte Haus als nicht mehr bewohnbar aufgegeben wird, wenn der

Grund untergraben, das Dach eingefallen, das Hausgeräth vernichtet ist und die Wände den Einsturz drohen, dann wird es der Tugend überantwortet, welche die Ruinen in Besitz nehmen und sich wohnlich darin einrichten soll.

Nicht weit von dem Hause der verlorenen Laster steht ein Gebäude, welches verlorene Tugenden enthält, und ich betrat es, sobald ich das andere verlassen hatte. Diese Tugenden werden nicht auf dieselbe Weise aufbewahrt, wie die Laster, sondern in eine Flüssigkeit verwandelt und in Flaschen verschlossen. Auf jeder Flasche ist erklärt, was für Tugenden sich darin befinden und dabei die Lebensperiode oder besondere Gelegenheit angegeben, welche den Verlust verursacht hatte. Die durch das Alter verlorenen guten Eigenschaften schienen hauptsächlich Menschenfreundlichkeit und Freigebigkeit zu sein, von welchen Hemmnissen die Menschen zu verschiedenen Zeiten befreit worden, denn einige sind für Geiz und Mürrischkeit viel eher qualificirt, als andere. — Da ich vorhin einige Bemerkungen über das unanständige Bedauern gewisser alter Leute bei dem allmähligen Verschwinden ihrer Laster gemacht habe, so verlangt die Gerechtigkeit, daß ich auch die Geduld erwähne, mit welcher sie den Verlust der Tugend ertragen. Man hat alte Leute gehabt, welche Thränen vergossen, als sie sahen, daß sie nicht mehr im Stande waren, sich an einer Rauferei zu betheiligen,

aber ich glaube, man hat noch nie einen Greis darüber weinen sehen, daß es ihm nicht möglich war, eine edelmüthige Handlung zu vollbringen, und wie strafbar auch ihre Unzufriedenheit bei der Verzichtleistung auf ihre Vergnügungen sein mag, so machen sie dieselbe vollständig dadurch wieder gut, daß sie auch die ganze Freude des Gutesthuns ohne einen Seufzer aufgeben. Habgier ist von jeher eine Lieblingsleidenschaft alter Leute gewesen, und wenn der Mensch einmal weiter keine Energie mehr besitzt, als im Geldsparen, und keine Freude an etwas Weiterem empfindet, als wenn andere Leute nichts haben, so wäre es sehr grausam, ihm die Ausübung dieser Eigenschaften zu verbieten.

Ich bemerkte hier einen jungen Mann, der eine besondere Flasche sehr eifrig suchte und sie, nachdem er sie gefunden, mit großer Freude in Besitz nahm.

Sie enthielt gewisse Tugenden, welche einst im Besitz seines Vaters gewesen und demselben auf seiner Lebensreise entfallen waren. Der Vater, obschon sehr alt, hatte ein zähes Leben und schien keine Rücksicht auf die Sehnsucht nehmen zu wollen, mit welcher sein Sohn seinem Tode entgegen sah.

Unter andern Tugenden, die ihm in seinen letzten Jahren untreu geworden, befand sich auch seine Freigebigkeit, und sein Sohn hatte mit großer kindlicher Selbstverleugnung eine Reise nach dem Monde unter-

nommen, in der Hoffnung, sie wieder zu erlangen. Nachdem er die Flasche auch glücklich erlangt, beabsichtigte er, die Sache so einzurichten, daß der alte Mann unmerklich diese Freigebigkeit mit seinem Thee tränke, wobei er Sorge tragen wollte, immer auch selbst zugegen zu sein, um gleich jedes Geschenk wegzuschnappen, welches vielleicht die Folge des Trankes wäre.

Ich hörte später, daß diese List geglückt war.

Die Schwester des jungen Mannes, welche am Theetisch präsidirte, ward mit leichter Mühe für das Complott gewonnen, und nachdem sie den Thee mit einem Theile dieser Medizin vom Monde vermischt, empfahl sie ihn, als mit besonderer Kunst bereitet, dem sachverständigen Urtheile ihres Vaters.

Die Wirkung war eine augenblickliche, und der alte Mann erklärte mit plötzlich wohlwollender Miene, nachdem er einige Bemerkungen über seine Hinfälligkeit und sein Unvermögen, seinen Reichthum zu genießen, vorausgeschickt, er wolle seinem Sohne einen bedeutenden Theil seines Gutes überlassen, und trug ihm auf, für den andern Morgen einen Notar zu bestellen, damit die Schenkung gesetzlich und gültig sei.

Als aber der Morgen kam und der junge Mann dem Befehle seines Vaters pünktlich nachkommen wollte, nahm dieser sein Wort plötzlich zurück, weil im

Schlafe jene Dämpfe der Freigebigkeit wieder entwichen waren.

Es mußte daher ein Auskunftsmittel ausfindig gemacht werden, um die Schenkung des Vaters unwiderruflich zu machen, bevor sein Wohlwollen Zeit hätte, wieder zu entweichen.

Die Theekanne ward abermals mit gefälschtem Inhalte gefüllt und ein Vorwand für den Besuch eines Notars gefunden, während die Medizin in ihrer vollen Kraft wirkte.

Auf diese Weise ward die beabsichtigte That auch wirklich ausgeführt und der Vater sah sich, als sein Freigebigkeitsrausch verflogen war, auf seltsame Weise eines Theils seines Eigenthums, wiewohl mit seiner eigenen Zustimmung, beraubt.

Unter den Tugenden, die während der vorgerückten Lebensjahre verloren gehen, sah ich eine bedeutende Quantität Theilnahme und Mitgefühl. Kummer über das Unglück Anderer ist eine jener Thorheiten, welche in der Regel durch das Alter geheilt werden, denn sie sind das Resultat der Erfahrung, welche unter andern Lehren auch darthut, wie abgeschmackt es ist, Anspruch auf einen Antheil an den Leiden anderer Menschen machen zu wollen.

Ich ward ordentlich schwermüthig, als ich sah, wie schnell unsere besten Eigenschaften geneigt sind, uns

zu entschlüpfen, und ich verließ daher bald das Gebäude und trat in ein anderes, wo ich einen großen Saal fand, der, wie mir auf den ersten Anblick schien, eine Sammlung von Statuen enthielt.

Bald aber sagte man mir, daß das, was ich sah, die weibliche Schönheit sei, die durch Zeit, Krankheit und andere Uebel, denen sie ausgesetzt, verloren gegangen war.

Diese Statuen sind daher blos Umrisse ohne eine wirkliche Substanz. In den Wänden des Saales waren dicht neben- und übereinander von unten bis oben hinauf Nischen angebracht, in deren jeder einer dieser schönen Umrisse stand, während eine Menge anderer auf Piedestalen stehend über den Fußboden des Saales zerstreut waren.

Sie sind sowohl ihrer Form als Stellung nach sehr schön und zeigen die anmuthigsten, graziösesten Attitüden, so daß man sich leicht denken kann, daß diese Sammlung von Bildsäulen jede derartige Galerie auf unserer Erde weit übertrifft.

Sobald ich mich in der Mitte dieser Schönheiten sah, begann ich zu glauben, daß ich mich einer Zudringlichkeit schuldig gemacht hätte und hier in Geheimnisse eingedrungen sei, die nicht für mich bestimmt wären; da ich aber an den lieblichen Gestalten, als ich sie ansah, kein Mißfallen und keine Zurückhaltung be-

merkte, ward ich dadurch ermuthigt, meine Studien fortzusetzen.

Diese schönen Gestalten sind dem Aussehen nach wirkliche Frauen und sowohl an Gestalt als Farbe vollkommen; ja, sie scheinen jeden weiblichen Reiz zu besitzen, mit Ausnahme des Lebens. Ich war sehr neugierig, zu wissen, wie diese Wesen sich anfühlen würden, und da ich nun schon auf vertrautem Fuße mit ihnen stand, so näherte ich mich einer, welche mir von allen ringsum die geduldigste zu sein schien, und wagte, meine Hand auf sie zu legen.

Aber niemals sah ich Jemand bei einem derartigen Unternehmen vollständiger getäuscht, denn ich fühlte fast gar nichts, und obschon ich bis zu einem entschlossenen festen Drucke ging, so waren doch alle meine Bemühungen vergeblich:

„Frustra comprensa manus effugit imago."

Die Oberfläche gab nach und nahm, sobald ich die Hand wegzog, sofort wieder ihre frühere Gestalt an. Ich hob die ganze Gestalt vom Boden auf und konnte kein Gewicht bemerken. Ich legte eine Hand auf jede Seite des Körpers und drückte ihn ganz flach, ohne den geringsten Widerstand zu empfinden. Sobald ich aber losließ, waren die Umrisse augenblicklich dieselben wie früher. Ich setzte meinen Finger auf die Nasenspitze der Gestalt und drückte sie so weit in das Gesicht

hinein, daß sie nicht mehr zu sehen war; sobald ich meinen Finger wegnahm, sprang sie wieder hervor, wie eine Spannfeder. Ich ging in der Entstellung dieser Dame so weit, daß ich sie zwischen meinen Händen in einen kleinen Ball zusammendrückte, der sich, als ich ihn losließ, sofort wieder zu einer schönen Frauengestalt ausdehnte, die durch die ihr von mir widerfahrene grausame Behandlung keinerlei Schaden erlitten hatte.

Ich bemerkte, daß einige dieser Statuen verstümmelt waren, indem ihnen Arme, Beine, oder andere Gliedmaßen fehlten. Dies geschieht, wie mir mitgetheilt ward, wenn die Dame noch einen Theil ihrer Schönheit behält. So zum Beispiel: wenn ihre Arme noch nicht ihre Vollkommenheit verloren haben, während alles Uebrige keinen Anspruch mehr auf Schönheit besitzt, so erscheint ihre Gestalt im Monde ohne Arme, die aber hinzugefügt werden, sobald sie dieselben ebenfalls verliert.

So sah ich zum Beispiel eine Nase ganz allein auf einem Piedestal, deren schöne Form durch einen Unfall vernichtet worden war, während die Eigenthümerin übrigens keinen Schaden genommen hatte.

An einer andern Stelle sah ich eine Fülle schönen schwarzen Haares, welches durch ein Fieber weggerafft worden.

Die am häufigsten vorkommende von allen diesen

speciellen, von dem übrigen Körper getrennten Schönheiten war der Teint, der häufig allen andern Reizen auf der Reise nach dem Monde vorangegangen zu sein schien.

Jedes dieser Fragmente hatte ein Piedestal, auf welchem der Name der betreffenden Person stand, so wie wir unter alten Statuen zuweilen ein Bein oder einen Fuß sehen, von dem uns gesagt wird, es sei Phocion.

Ich freute mich, zu sehen, wie ein junges Frauenzimmer ihre Schönheit wiedergewann, die sie durch die Blattern verloren. Sie hatte ihr früheres Gesicht wiedergefunden, welches eine blose Fläche war, gleich einer Gesichtsmaske. Sie legte sie auf ihre Züge und bemerkte, daß sie sofort festhaftete, ohne einer weitern Nachhilfe zu bedürfen.

Ich sah, daß eine Menge von Frauen, die niemals im Stande gewesen waren, sich mit den ihnen von der Natur geschenkten Zügen zu begnügen, diese Gelegenheit nicht versäumen wollten, sich andere zu verschaffen, und es machte mir großen Spaß, die Gesichter zu beobachten, die durch diese Mosaikarbeit entstanden.

7.

Als ich dieses Gebäude verlassen hatte und weiter wanderte, um neue Abenteuer aufzusuchen, hörte ich ein verworrenes Geräusch, welches, wie ich vermuthete, aus einem Thale kam, das der Aufbewahrungsort einer besondern Art von Beredsamkeit war. Bald gelangte ich zur Stelle und fand, daß es das Thal war, welches verlorenen guten Rath enthielt und wo ich in den ersten Augenblicken nach meiner Ankunft auf dem Monde jene Stimme eines Vaters gehört, der seinen Sohn vor dem Spiele warnte.

In diesem Thale bemüheten sich unzählige Stimmen, verschiedene Arten von Unklugheit zu verhindern, und ich wunderte mich, wie es kommt, daß bei so vielem guten Rath, der hier in unserer Welt gegeben wird, dennoch so viel Thorheit vorkommen kann. Wenn ich die vortrefflichen Regeln, die ich rings um mich herum

hörte, mit den Handlungen der Menschen verglich, so konnte ich nicht umhin, zu überlegen, wie es kommt, daß wir für unsere Freunde weit klüger sind, als für uns selbst; weßhalb wir, wenn es sich um uns selbst handelt, leicht von jeder Versuchung irre geleitet werden und gewöhnlich den für uns angenehmsten Weg einschlagen, während wir in der Sache eines jeden Andern uns von unüberwindlicher Entschlossenheit begeistert fühlen, den stärksten Versuchungen widerstehen können und die größten Opfer zu bringen bereit sind.

Durch diese Betrachtung gelangte ich dahin, daß ich mir vornahm, wenn ich jemals den Auftrag erhielte, das menschliche Geschlecht zu ändern und zu verbessern, die Sache so einzurichten, daß, anstatt wir jetzt genöthigt sind, für uns selbst zu handeln, Alle Einer für den Andern handelten, durch welche Einrichtung alle in der Welt vorkommenden Laster und Unklugheiten auf immer abgeschafft würden.

Während diese Ermahnungen sich um mich herum fortwährend wiederholten, bewunderte ich die Großmuth, mit welcher alle Menschen bereit sind, guten Rath zu ertheilen; mir schien es, daß, wenn, wie Manche behaupten, dies der Hauptdienst der Freundschaft ist, die Treue der Menschheit nicht bezweifelt werden kann, denn mir ist kein Fall bekannt, daß Jemand irgend einmal

einem Freunde, der es bedurfte, diese Wohlthat verweigert hätte.

Dieses Thal enthält auch eine große Menge des guten Raths, der nach meiner Meinung in allen Fällen der discreteste ist und der am wenigsten der Gefahr ausgesetzt ist, sich als irrig zu erweisen. Dieser gute Rath besteht darin, daß man irgend ein Auskunftsmittel empfiehlt, zu welchem die Gelegenheit schon vorüber ist.

Ein kluger Rathgeber, der in drängender Eile und Gefahr befragt wird, wird sich stets bemühen, etwas auszumitteln, was früher hätte geschehen sollen und jetzt nicht mehr geschehen kann. Ich hörte demgemäß in diesem Thale viele treue Rathgeber, welche ihren Freunden von Dingen abriethen, die bereits der Vergangenheit angehörten, und ihnen zeigten, wie sie gestern einem Unglück hätten vorbeugen können, welches heute geschehen ist.

Der längere Aufenthalt in diesem Thale des guten Raths ward mir bald unerträglich, ich trat daher in ein nicht weit davon stehendes Gebäude, in welchem sich, wie man mir sagte, eine Bibliothek befand. Das Gebäude enthielt nur Ein Zimmer, in welchem sich alle Bücher befanden, die auf der Erde als verloren zu betrachten sind. Diese unglücklichen Bücher erscheinen in diesem Zimmer, sobald man aufhört, sie zu lesen. Einige waren schon am Tage ihres Erscheinens herauf-

gekommen, andere dagegen hatten ein ganzes Jahr und noch länger auf der Erde gelebt.

Mein Auge fiel auf einige Bretersimse, auf welchen eine Menge ganz egal gebundener Bücher stand, und als ich näher trat, sah ich, daß auf dem Rücken eines jeden der Titel „Gleichnisse“ stand. Als ich fand, daß diese Titel alle verfehlten Gleichnisse der englischen Literatur enthielten, wunderte ich mich nicht mehr über die Zahl derselben.

Ich fand hier einen mir bekannten Engländer im Gespräch mit einem Italiener, der ihn um eine Auskunft über diesen großen Vorrath an Gleichnissen ersucht hatte.

„Ich kenne,“ sagte er, „die älteren Schriftsteller Ihres Landes, habe aber die neuern nicht sehr studirt. Nun scheint mir, daß alle Gleichnisse Ihrer besten Schriftsteller zusammengenommen kaum einen dieser Bände füllen würden. Ihre neuern Schriftsteller müssen weit mehr Phantasie besitzen, wenn sie eine solche Bibliothek von Gleichnissen haben hervorbringen können.“

„Ohne Zweifel,“ sagte der Engländer, „sind unsere alten Schriftsteller an diesen Schönheiten sehr arm. Jetzt dagegen haben sich Gleichnisse und Bilder unserer ganzen Literatur, sowohl der prosaischen als der poetischen, bemächtigt und machen einen Bestandtheil von Allem aus, was wir sprechen oder schreiben.“

„Ich habe in einem dieser Bände gelesen," sagte der Italiener, „und einige der Gleichnisse scheinen mir sehr schwierig zu erklären zu sein. Hier beschreibt zum Beispiel ein Dichter einen Jagdhund, der einen Hasen verfolgt, und um die Schnelligkeit des Hundes zu erklären, vergleicht man ihn mit der Westminsterabtei."

„Und wie," sagte der Andere, „weis't er die Aehnlichkeit nach?"

„Das," antwortete der Italiener, „ist es eben, was ich nicht ermitteln kann. Ich habe die Stelle vielmal gelesen, kann aber nicht ermitteln, worin die Aehnlichkeit liegen soll."

„Das ist ein echt modernes Gleichniß," sagte der Engländer. „In den Gleichnissen der alten Schriftsteller tritt eine natürliche Aehnlichkeit zwischen den beiden miteinander verglichenen Dingen sofort zu Tage. Die neuern Schriftsteller dagegen sind der Meinung, daß, wenn zwei Dinge an sich einander ähnlich sind, eben kein Scharfsinn dazu gehöre, sie miteinander zu vergleichen, sondern daß der Scharfsinn und das Genie eines Schriftstellers nur dadurch bewiesen werde, wenn er zwei Gegenstände mit einander vergleicht, welche himmelweit von einander verschieden sind und diese, trotz alles Widerstrebens, in ein Gleichniß hineinzwängt. Deshalb, und da kaum zwei Dinge weniger Aehnlichkeit miteinander haben können, als ein einen Hasen

verfolgender Jagdhund und die Westminsterabtei, so hat der Dichter mit bemerkenswerthem Scharfsinn sie nebeneinander gestellt und glaubt, die Schnelligkeit des Hundes dadurch bedeutend vermehrt zu haben."

Der Italiener wendete sich herum und sah eine zweite Reihe von Brettern, die einen gleich großen Raum einnahmen und mit Büchern besetzt waren, auf deren Rücken er das Wort „Schilderungen" las.

„Ihre neuern Schriftsteller," sagte er, „müssen in Schilderungen sowohl als in Gleichnissen ihre Vorgänger bedeutend übertreffen."

„Ja," sagte der Andere; „die Schilderung ist eine zweite Schönheit, auf welche die alten Schriftsteller sich nur sehr mangelhaft verstanden. Die jetzige Literatur scheint darin weit mehr loszuhaben, und zwar nicht blos die englische, denn Sie sehen, daß eine fast gleiche Anzahl solcher Bände der deutschen, französischen und schwedischen Literatur angehören. Man ist allgemein darüber einig, daß dies die erhabenste Schreibweise ist, und solche Schriftsteller, welche blos Charaktere, Leidenschaften und Ereignisse malen, gelten für weit geringer als die, welche von Bergen, Wäldern und Flüssen erzählen. Die moderne Literatur ist daher gleichsam mit Bäumen bewachsen und von Bergen und Thälern durchschnitten, so daß sie sich viel bunter und mannigfaltiger ausnimmt. Diese Landschaftsmalerei ge-

hört durchaus nicht allein der Poesie an. Es ist unmöglich, daß ein Roman Glück macht, wenn er nicht einige wohl mit Wäldern versehene Kapitel enthält, und es giebt überhaupt keinen Gegenstand, der sich nicht mit diesem Haupterfordernisse vereinigen ließe. Das trockenste Raisonnement läßt sich durch einen wohlbeschriebenen Wald oder Berg viel klarer machen. Jeder junge Mann daher, welcher sich zum Dichter ausbilden will, sucht, anstatt Bücher zu studiren und seinen Geist mit den Gedanken Anderer zu füllen, seine Schule unter Felsen und Wäldern, die in der modernen Sprache die Natur heißen, und daraus schöpft er alle seine Kenntnisse und poetische Begeisterung. Es braucht einer in der That weiter nichts zu thun, als in den Gebirgen umherzulaufen und die Verse niederzuschreiben, welche sie ihm eingeben. Einige unserer besten modernen Gedichte wurden blos durch die aus Wald und Wasser geschöpfte Begeisterung gedichtet und ohne irgend eine Beihilfe von Büchern."

Eine Abtheilung dieser Bibliothek ist mit Romanen angefüllt, und der Italiener gab sein Erstaunen über die große Anzahl derselben zu erkennen.

„Sie erwägen nicht," sagte der Engländer, „wie viele Leute Romane lesen. Es sind dies die Bücher, aus welchen unsere jungen Leute beiderlei Geschlechts den Haupttheil ihrer Belehrung schöpfen. Diese Werke

„rscheinen jeden Frühling mit den Schmetterlingen, sind eben so zahlreich und leben auch ungefähr so lange. Es giebt verschiedene Arten von Romanen. Die zahlreichste Gattung ist nach meiner Ansicht die, in welcher die Ereignisse des modernen Lebens mit so viel Treue erzählt werden, daß auf jeder Seite Männer und Frauen genau das thun, was wir sie anderwärts thun sehen. Der Autor giebt sich viele Mühe, eine treue Schilderung der Gesellschaft zu entwerfen, und deshalb, damit er nicht etwa die Natur überschreitet, trägt er Sorge, daß in allen seinen Dialogen nur jener beschränkte Theil von Witz und Unterhaltung vorkommt, den man gewöhnlich in der gesellschaftlichen Unterhaltung findet.

„In Romanen dieser Art findet man häufig von einem sehr vortrefflichen Hilfsmittel Gebrauch gemacht. Der Verfasser beschreibt in seiner Erzählung einige der neuesten Vorfälle, die sich in der Gesellschaft ereignet haben. Er erzählt sie mit der größten Genauigkeit, so wie sie wirklich geschahen, und schildert die Charaktere, Umstände und Personen, so gut er es vermag. Sie können sich leicht denken, welche erhabene Verstandesübung den Lesern bereitet wird, wenn sie auf diese Weise die Abenteuer des letzten Jahres wiedererkennen; Sie können sich das Vergnügen denken, mit welchem man das Buch dem wirklichen Ereigniß anpaßt, — wie man die Sache Denen auseinandersetzt, die nicht in das

Geheimniß eingeweiht sind; wie die Leute den Verfasser loben, daß er so geschickt verstanden, Personen, die sie kennen, bis auf die Farbe ihres Haares zu beschreiben.

Dieses Copiren des wirklichen Lebens wird in der größten Vollkommenheit von Schriftstellern ausgeführt, welche nicht blos die Ereignisse und Charaktere, sondern auch die Namen mit einer kleinen Versetzung der Buchstaben angeben, indem sie mit wunderbarer Geschicklichkeit die letzte Sylbe des Namens zur vorletzten machen oder auf irgend eine andere Weise eine Abänderung daran vornehmen, so daß scharfsinnige Personen Gelegenheit erhalten, mit nicht allzugroßer Mühe den wahren Namen zu errathen. Sie würden erstaunen, wenn Sie sähen, mit welchem Aufwande von Spürsinn alle diese Geheimnisse binnen wenigen Tagen nach dem Erscheinen des Buchs erklärt werden.

„Eine andere Art von Romanen erzählt die Geschichte einer erdichteten Person, welche den Leser durch die abscheulichsten Verbrechen unterhält. Der Verfasser hebt seinen Helden über alle Schranken hinaus, welche in Moralität, Ehre, Rechtschaffenheit und Herzensgüte beruhen. Dieses Ungeheuer ist stets in irgend ein Complott verwickelt und hat noch die besondere Marotte, daß ihm das Gelingen seiner Verbrechen keinen Spaß macht, wenn nicht dadurch zugleich eine

Menge andere Menschen in's Verderben gestürzt werden. Mordthaten gehören zu seinem geringfügigsten Zeitvertreibe; er verdient den Tod auf jeder Seite, weiß aber der rächenden Hand des Gesetzes stets mit großer Gewandtheit zu entschlüpfen. In Folge dieser vortrefflichen Eigenschaften ist er allen Frauen, denen er sich naht, sehr angenehm, und sie werden ihm eine nach der andern auf die beklagenswertheste Weise geopfert. Gewöhnlich ist er ein großer Vagabund und belästigt viele Länder des Erdballs; endlich aber, nachdem er glücklich an das Ende des dritten Bandes gelangt, stirbt er entweder in Wahnsinn und Verzweiflung über seine Verbrechen, oder wird mit der Hand eines schönen Weibes belohnt und führt von nun an ein streng moralisches, exemplarisches Leben. Wenige Romane machen mehr Glück als die, in welchen ein Ungeheuer die Hauptrolle spielt.

„Der historische Roman ist wieder eine andere Art.

„In diesem geht das Bemühen des Verfassers dahin, uns den wahren Genius und Charakter der merkwürdigen Personen vorzuführen, welche zu der Zeit lebten, über welche er schreibt. Wenn daher von einem großen Manne noch die Sage geht, er habe einen Hut mit drei Federn getragen, so kann man versichert sein, daß er auch in dem Romane einen Hut mit drei Federn trägt. Der Verfasser costümirt ihn mit strengem Fest-

halten an der Wahrheit und wagt nicht einen einzigen historischen Knopf hinwegzulassen, oder auch nur ein Endchen fabelhafter Spitzen anzubringen; jeder Schmuck, den der Held trägt, wird von Schriftstellern von anerkannter Wahrheitsliebe attestirt; selbst seine Schuhschnallen sind historische Thatsachen. Da Sir Walter Scott großen Ruhm durch historische Romane erlangt hat, welche die Gedanken und Pläne ungewöhnlicher Menschen vorführen, haben sich Andere dadurch veranlaßt gesehen, sich mit demselben Unternehmen zu befassen; da aber die Gedanken und Absichten großer Männer nicht zu ihren Studien gehören, so haben sie sich gewöhnlich auf den Theil des menschlichen Charakters beschränkt, welchen man das Costüm nennt und sich mit Erzählungen von Hüten, Mänteln und andern Kleidungsstücken begnügt, die ihnen auch wirklich ganz gut gelungen sind."

„Ich bemerke," sagte der Italiener, „daß jeder dieser Romane aus drei Bänden besteht. Ist dies vielleicht auch eins der modernen Gesetze der Schriftstellerei?"

„Ja," antwortete der Engländer, „es ist eine neue Entdeckung, und jetzt producirt ein Romanschriftsteller seine drei Bände eben so pünktlich, wie eine Taube ihre zwei Eier legt. Es ist dies ein hartes Schicksal für die Liebenden, welche einander in dem er-

sten Kapitel gefallen und ihre Vereinigung schon nach wenigen Seiten bewirken könnten, wenn ihnen nicht auf boshafte Weise von dem Verfasser entgegengearbeitet würde, der sie in eine Masse von Schwierigkeiten verwickelt, die ihm unendliches Studium und Nachdenken kosten; auf diese Weise sind sie genöthigt, unter fortwährenden Täuschungen und Leiden sämmtliche drei Bände durchzumachen. Ich bin nicht im Stande, einen Grund für dieses moderne Gesetz anzugeben, daß jeder Roman in drei Bände zerfallen müsse, eben so wenig als ich mir das weit ältere Gesetz erklären kann, welchem zufolge alle Schauspiele aus fünf Akten bestehen müssen; aber es ist eine bekannte Sache, daß jeder Roman, der nicht wenigstens drei Bände hat, von den Buchhändlern sofort zurückgewiesen werden würde. Diese besitzen nämlich einen ganz eigenthümlichen Scharfsinn in der Beurtheilung der Umstände, welche einem neuen Buche gute Aufnahme beim Publikum sichern. So erzählt uns zum Beispiel der Verfasser des Mährchens von der Tonne, daß ein Buchhändler, dem er sein Buch zuerst anbot, ihn versicherte, daß es durchaus kein Glück machen könne, wenn nicht im folgenden Jahre die Futterrüben mißriethen."

In diesem Augenblicke ward ich durch einen Quartband erschreckt, der dicht an meiner Nase vorüberflog. Derselbe war so eben von der Erde angelangt und flog,

nachdem er zum Fenster hereingekommen war, zwei oder drei Mal in dem Saale herum wie ein Vogel, wie um zu sehen, an welcher Stelle er sich niederlassen könnte. Endlich setzte er sich auf ein Bret, wo schon mehrere Quartbände standen und quetschte sich in eine Lücke hinein.

Als ich diese Quartbände näher betrachtete, sah ich, daß dieselben große mit Kupfern und Karten ausgestattete Reisebeschreibungen waren. Der, welcher soeben hereingeflogen, war noch ganz neu und voll von frischen Nachrichten.

Diese Masse Reisebeschreibungen gaben dem Italiener Gelegenheit, den abenteuersüchtigen Geist der Engländer, Franzosen und Deutschen zu bewundern, welche in der Welt herumziehen, um unsere Kenntniß von derselben zu erweitern und dann ein Buch darüber zu schreiben.

„Diese dicken und zahlreichen Werke," sagte er, „müssen eine Masse von Belehrung über die Gesetze, Gebräuche und Sitten der verschiedenen Länder enthalten."

„Es giebt Reisende," antwortete der Andere, „von denen wirklich eine solche Belehrung zu erlangen ist; aber da wir diese Werke hier auf dem Monde sehen, so können wir daraus schließen, daß die Verfasser derselben sich mit solchen trockenen Studien nicht befaßt

haben. Viele unserer neuen Reisenden durchforschen Länder, in welchen es weder Gesetze, noch Sitten, noch Menschen giebt; sie erdulden große Strapatzen, und wenn sie zurückkommen, besteht die wichtige Kenntniß, die sie uns mittheilen, darin, daß es in dem einen Lande heiß, in dem andern kalt war, und daß sie in dem dritten nichts zu essen fanden."

Als ich eine Zeit lang dieser Unterredung zugehört, nahm ich flüchtig die verschiedenen Abtheilungen in Augenschein, in welchen die Bibliothek aufgestellt ist, und fand, daß sie eine große Menge von Werken aus allen Zweigen der Literatur enthielt. Ich fand eine Sammlung von theologischen Werken, die hinreichend gewesen wäre, sämmtliche Einwohner von Europa um den Verstand zu bringen. Die Dichter nahmen ebenfalls einen bedeutenden Raum ein und ich fand Namen darunter, die ich in meinem Leben noch nicht gehört. Auch die politischen Schriftsteller verbreiteten sich über ein großes Territorium. Auch fand ich eine ganze Bibliothek jener kleinen Produkte, welche man Flugschriften nennt, welche allen Mißbräuchen abhelfen und das Land aus jeder Verlegenheit ziehen.

Eine große Reihe von Bretern war mit Lebensbeschreibungen von Männern bedeckt, die von ihnen selbst verfaßt waren. Es ist dies eine Art von Literatur, die sich in neuerer Zeit sehr vermehrt hat. Früher pflegten

berühmte Männer es der Nachwelt zu überlassen, zu entscheiden, ob ihre Handlungen der Aufzeichnung werth seien; jetzt aber hat ein Jeder das unzweifelhafte Recht, darüber selbst zu entscheiden. Unsere Vorfahren glaubten irriger Weise, das Lob sei ein Gut, welches ein Jeder der Güte Anderer verdanken müsse und sich nicht selbst verleihen könne. Wir haben diesen Irrthum unter vielen andern, die unsere Vorväter begingen, entdeckt, und es ist jetzt eine bekannte Sache, daß der Mensch keiner solchen Beschränkung unterworfen ist, als man früher annehmen zu müssen glaubte, sondern daß ein Jeder sich selbst mit mehr Leichtigkeit, Vertrauen und Eifer herausstreichen kann, als ein Anderer.

In Folge dieser Entdeckung besitzen wir eine Menge von Biographieen, die ohne die geringste Beimischung von Neid oder Verleumdung geschrieben sind. Johnson sagt: Wer wollte nicht wünschen, daß der Verfasser der Iliade die späteren Jahrhunderte durch einige Mittheilungen über seine eigene Person erfreut hätte?

Demgemäß sind unsere hervorragenden Zeitgenossen entschlossen, diesem strafbaren Schweigen Homers nicht zu verfallen, sondern der Welt lieber alle ihre Unternehmungen, Hoffnungen und Befürchtungen zu erzählen — Alles, was sie gethan haben und Alles, was sie haben thun wollen. Ein Jeder ahmt jetzt Julius Cäsar nach und erzählt seine eigenen Heldenthaten.

Ein sehr geringer Ruf ist hinreichend, das Erscheinen einer Biographie zu rechtfertigen, und es sind sogar viele geschrieben worden, ohne daß eine solche Veranlassung dazu vorhanden gewesen wäre. Andererseits ist aber auch nicht zu verkennen, daß, wenn Jemand nur versucht hat, berühmt zu werden, die Geschichte der von ihm erlebten Täuschungen nicht anders als sehr lehrreich sein kann.

Eine andere große Erfindung der neuern Zeit besteht auch darin, daß Jemand seine eigenen Abenteuer während seines Lebens veröffentlicht. Früher hielt man es für anständig, zu sterben, ehe man seine Privatangelegenheiten in's Publikum kommen ließ; dieser neuen Erfindung zufolge aber kann man den Ruhm, den man von seinen Memoiren hat, mit dem Vortheile des Lebendigseins vereinigen. Man ist jetzt mit Recht der Meinung, daß ein Mann, der sich durch Schriftstellerei oder auf irgend eine andere Weise berühmt gemacht hat, eine strafbare Gleichgiltigkeit gegen die Ungeduld der Menschen begehen würde, wenn er die Befriedigung der allgemeinen Neugier in Bezug auf seine Privatangelegenheiten bis zu seinem Tode verschieben wollte, und es giebt daher auch jetzt kaum einen Roman- oder Theaterschriftsteller, der so wenig Rücksicht auf die Welt nähme, daß er sie in Bezug auf die Stunden,

wo er zu schreiben oder zu speisen pflegte, in Ungewißheit erhielte.

Ich überblickte flüchtig diese Biographieen, und unter allen diesen Verfassern ihres eigenen Lobes fand ich kaum einen einzigen Namen, den ich schon früher gehört. Dies gab mir Grund zu der Vermuthung, daß Memoiren am Ende doch nicht so sehr gegen Vergessenheit schützen, als man gewöhnlich glaubt, und ich konnte nicht umhin, die Vorsicht dieser Schriftsteller mit dem Einfall Panurge's in Rabelais zu vergleichen, welcher, als er während eines Sturmes zur See war und das Schiff zu sinken drohete, blos daran dachte, sein Testament zu machen, denn die Angst ließ ihm nicht Besinnung genug, zu bedenken, daß alle seine Vermächtnisse mit ihm zugleich versinken müßten. So benehmen sich auch diese Schriftsteller, die dennoch in Vergessenheit sinken, ganz mit der Vorsicht Panurge's; sie setzen die Nachwelt von ihren Tugenden in Kenntniß, bedenken aber dabei nicht, daß diese Mittheilung mit ihnen zugleich untergeht.

Zufällig sah ich durch das Fenster der Bibliothek hinaus und bemerkte, wie ein großer Schwarm neuer Bücher herankam. Sie flogen herein und auf und ab, um Plätze zu suchen. Es waren Werke von allen Formaten. Die Quartbände segelten hin und her wie Schwäne, und die Miniaturausgaben flatterten herum

wie Sperlinge. Da sie mit dem Instinkt begabt waren, ihre Plätze zu finden, so ließen sie sich endlich alle bei der Klasse von Büchern nieder, zu welcher sie gehörten. Die einzelnen Bände eines Werkes blieben beisammen und einer folgte hinter dem andern, gleich wilden Gänsen, der erste Band voran und die übrigen hinterdrein. Ich sah eine große deutsche Weltgeschichte in vierzehn Octavbänden, die sich sehr stattlich ausnahm, und es war amüsant, sie in dem Zimmer umherkreisen zu sehen, ohne aus der Ordnung zu kommen, bis sie sich endlich, ein Band nach dem andern, auf dem Brete niederließen.

8.

Nachdem ich die große Bibliothek verlassen, kam ich in ein Thal, welches den Trost enthielt, der vergebens an die hartnäckigen Gemüther verschwendet worden ist, welche auf den Wunsch eines Freundes nicht aufhören wollen, unglücklich zu sein. Eine große Menge Ermahnungen waren hier in allen Tönen und Abstufungen des Mitleids zu vernehmen. Ich hörte, daß alle möglichen irdischen Uebel die Themata der verschiedenen Tröstungen waren, so daß jeder Unglückliche, der in dieses Thal kommt, die specielle Rede finden kann, die für seinen Fall paßt.

Jede Redensart, die darauf berechnet ist, die Menschen heiter zu stimmen, wird hier so unablässig wiederholt und die Thorheit, über irgend einen Kummer und Schmerz zu empfinden, so eindringlich dargestellt, daß Jeder, der hier eine Zeitlang zuhört, sich wundern

möchte, aus welchem Grunde die Menschen jemals so verkehrt sind, sich unglücklich zu fühlen.

Den Einen bat man, ruhig zu sein, da er doch nicht im Stande gewesen wäre, sein Unglück abzuwenden; einem Andern dagegen sagte man, er habe kein Recht, traurig zu sein, weil er ja seinem Unglück mit leichter Mühe hätte aus dem Wege gehen können. Ein Tröster machte vorstellig, daß ungeachtet des erlittenen Verlustes die Welt noch voll von Glück sei; ein Anderer dagegen erklärte, alle Dinge der Welt seien gänzlich werthlos und es sei daher lächerlich, wenn Jemand sich einbilde, er habe überhaupt einen Verlust erlitten. Vielen redete man zu, sich damit zu trösten, daß noch viele Andere mit derselben Widerwärtigkeit zu kämpfen hätten. Auch hörte ich sagen, die Vorsehung wisse am besten die Geschicke der Welt zu leiten und wir hätten kein Recht, auch nur durch Thränen dagegen zu protestiren. Ein Tröster wollte allen Kummer durch die Behauptung heilen, daß wir Alle mit einander von unserer Phantasie beherrscht würden und daß es ein bloßer Akt der Einbildung sei, wenn man sich glücklich oder unglücklich fühle.

Einige waren in ihren Tröstungen sehr peremtorisch und schalten den Gram ihrer Freunde als den tadelnswerthesten Irrthum. Ein anderer Trost, den ich in mehrern Exemplaren hörte, bestand darin, daß

das Unglück wohlthätig sei und daß nichts mehr zu dem wahren Vortheil eines Menschen beitrage, als wenn er beständig im Unglück sitze. Kummer zu empfinden, sei daher, sagte man, ein großer Irrthum, und das einzig vernünftige Vorhalten unter allen Umständen sei, sich der Freude hinzugeben. Auch empfahl man als ein bewundernswürdiges Mittel gegen den Kummer, zu bedenken, daß von Anbeginn der Welt an Leiden gewesen sind, denn wie kann man sich über etwas betrüben, was von Anbeginn der Welt an vorhanden gewesen ist?

Indem ich diese verschiedenen Methoden anhörte, deren man sich bediente, um einen Menschen von dem Gedanken an sein Unglück abzubringen, ward ich in einer Meinung bestätigt, die ich mir schon früher gebildet, nämlich daß die Natur aus Furcht, daß das Schicksal nicht genug bedacht darauf sein möchte, uns zu unserm Wohle mit Unglücksfällen zu versehen, jedem Uebel den Trost als ein zweites Uebel beigefügt hat. In einer Komödie von Molière wird gesagt, daß kein Kranker einen Arzt um Rath fragen solle, wenn er nicht überzeugt sei, daß seine Constitution stark genug sei, nicht blos die Krankheit, sondern auch die Medizin auszuhalten, und vielleicht wäre es eben so angemessen, zu empfehlen, daß kein Unglücklicher seine Zuflucht zu einem Tröster nimmt, wenn er nicht sich zutraut, daß

er Geduld genug besitzt, den Trost eben so gut zu ertragen, als sein Unglück.

Ich wanderte weiter, und da ich in der Ferne ein verworrenes Geräusch vernahm, so ging ich in der Erwartung eines abermaligen lehrreichen Thales darauf zu. Bald begegnete mir ein Mann, der von diesem Geräusche sehr schnell hinwegeilte und ich fragte ihn, was es sei.

„Sind Sie verheirathet?“ fragte er. „Wenn dies der Fall ist, so rathe ich Ihnen, von diesem Geräusche eben so hinwegzufliehen wie ich, denn in diesem Thale sind die Schmähreden aller Weiber gesammelt, die seit Mutter Eva sich mit ihren Männern gezankt haben. Das Erste, was ich hörte, war die Beredsamkeit meiner eigenen vortrefflichen Ehehälfte, die mich sofort in die Flucht jagte, wie sie schon früher gethan.“

Ungeachtet der mir von diesem fliehenden Ehemanne ertheilten Warnung näherte ich mich muthig der Schaubühne häuslicher Beredsamkeit, und als ich näher kam, hörte ich weibliche Strafpredigten in allen Sprachen und Dialekten. Da diese Schmähreden auf den Mond gelangt waren, so ging daraus hervor, daß sie keine Wirkung auf die betreffenden Ehemänner geäußert hatten, und ich konnte nicht umhin, die Standhaftigkeit dieser letztern zu bewundern.

Es machte mir Vergnügen, die verschiedenen Arten

dieser Beredsamkeit zu beobachten. Ich vernahm einige Frauenstimmen, die sehr wortreich declamirten, während andere sich kürzer und kräftiger ausdrückten. Manche sprachen im Tone inniger und zärtlicher Vorstellungen, andere ergingen sich in den gemeinsten Schimpfereien und wieder andere kleideten ihre Vorwürfe in ironische und beißende Redensarten. Kurz, man konnte hier alle jene Gattungen von Strafpredigten studiren, mit deren Hilfe gewisse Frauen den häuslichen Frieden aufrecht zu halten pflegen.

Bald nachdem ich dieses Thal verlassen, sah ich in kurzer Entfernung von mir einen bekannten Herrn, der mit seinem Stocke um sich herum hieb, als wenn er sich gegen einen Bienenschwarm vertheidigte, ohne daß ich einen Feind sehen konnte, gegen welchen die Anstrengungen gerichtet gewesen wären. Als ich ihm näher kam, hörte ich eine zornige, sehr laute und zungenfertige Stimme, und nun entdeckte ich die Schwierigkeit, gegen welche er ankämpfte. Er war in dem Thale gewesen, welches ich zuletzt erwähnt habe. In diesem befand sich eine bedeutende Quantität von der Redekunst seiner eigenen Gattin, die ihn, sobald er sich näherte, in Folge eines seltsamen Instincts erkannt und ihn fortwährend um den Kopf summend, mit großer Wuth angegriffen hatte. Er verließ sofort das Thal, in der Hoffnung, daß diese Begleitung zurückbleiben

würde; aber dieselbe folgte ihm mit wunderbarer Treue überall, wohin er ging, und er war jetzt vergebens bemüht, sie mit einem Stocke zu verscheuchen, welches Instrument, so gut es auch zuweilen im Stande gewesen sein mochte, ein solches Geräusch zum Schweigen zu bringen, hier ohne den mindesten Erfolg angewendet ward.

Ich bemühete mich, ihm durch vermehrte Erschütterung der Luft beizustehen; aber wir konnten weiter nichts thun, als höchstens einige Worte in der Mitte zerhauen und auf diese Weise eine kleine Stockung in der Rede herbeiführen.

Ich konnte nicht umhin, zu lächeln, als ich die Stimme dieser Dame, die ich sehr gut kannte, eine grundlose Strafpredigt über häusliche Dinge von sehr geringer Wichtigkeit halten hörte. Als der Mann meine Lachlust bemerkte, mochte es ihn ärgern, daß ich Ohrenzeuge dieses Auftritts war. Er meinte, daß in jeder Familie Mißverständnisse vorkommen könnten, und da die Stimme jetzt auf ein sehr delikates Thema zu sprechen kam, so ging er schnell fort und trug die Strafpredigt weit genug hinweg, so daß ich nichts weiter davon hören konnte.

Später hörte ich, daß er diese Beschwerde so lange mit sich herumtragen mußte, als er auf dem Monde blieb; als er aber denselben verließ, konnte sie ihm nicht

weiter folgen, sondern kehrte in ihr Thal zurück. Man hat mir erzählt, daß verschiedene andere Ehemänner, welche jenes Thal betraten, auf dieselbe Weise belästigt wurden und diese Plage eben so lange ertragen mußten, wie mein Bekannter.

Ich war noch nicht weit gekommen, so begegnete ich einem Manne, der früher durch einige Gedichte, die viel gelesen und bewundert wurden, ziemlichen Ruf erlangt hatte. Er sagte mir im Vertrauen, daß er gekommen sei, um seinen Dichterruhm zu suchen, den er ohne eigene Verschuldung auf unerklärliche Weise verloren. Als seine Werke zuerst erschienen, sagte er, hätte man sie allgemein als klassisch anerkannt; jetzt aber wolle Niemand mehr etwas davon wissen, obschon jedes Wort an dem Platze geblieben sei, auf den er es gestellt. Er hatte sich eine Zeit lang stillschweigend in den Verfall seines Rufes gefügt, endlich aber kam er sich so veraltet vor, daß er sich nicht mehr getrauete, sich als Poet sehen zu lassen, sondern zu einem gewöhnlichen Menschen zusammengeschrumpft war. Ich bemühete mich, ihn zu trösten, indem ich bemerkte, daß dasselbe Schicksal schon mehrere sehr berühmte, jetzt verstorbene Dichter ereilt habe. Der größte Mann besitzt nur so lange Genie, als die Nachwelt dies ihm zugesteht, und wie lange sogar Homer und Virgil Dichter bleiben, hängt von der Gefälligkeit der Schriftsteller ab, nach

deren Urtheil sich unser Geschmack und unsere Bewunderung richten.

Der vernachlässigte Dichter glaubte jedoch, daß dies eben kein Trost für ihn sei. Er sagte, er hätte den Mangel an Erfolg leicht ertragen können, wenn gleich von Anfange an das Publikum die Ungerechtigkeit begangen hätte, ihn nicht zu lesen; aber nachdem er berühmt gewesen, wieder in Dunkelheit zu versinken, sei ihm so unerträglich, daß er nicht wisse, was er anfangen solle. Er fügte hinzu, er habe erfahren, daß ein Gebäude, welches eben sichtbar ward, den verlorenen Ruhm der Menschen enthalte, die von der Höhe des Ruhms herabgefallen waren, und daß er die Hoffnung hege, hier seinen Ruhm wieder zu finden.

Wir gingen weiter und traten in dies Gebäude, das mit dem früher beschriebenen, welches die verlorene gute Laune enthielt, große Aehnlichkeit hatte.

In einem großen Saale sahen wir eine unermeßliche Anzahl von Phiolen, welche, wie man uns sagte, den Ruhm enthielten, der den Menschen noch vor ihrem Tode untreu geworden sei. Da die Flaschen alle in chronologischer Ordnung aufgestellt waren, so entdeckte mein Begleiter durch Nachsuchen unter der betreffenden Periode mit leichter Mühe die Phiole, welche seinen Namen trug. Er nahm sie in die Hand und hielt sie gegen das Licht; obschon sie aber von völlig durchsich-

tigem Glase war, konnte man doch nichts darin sehen. Bald jedoch fiel ihm ein, daß er durch den Besitz dieser Phiole seinen Ruhm immer noch nicht wieder erlangte. Er wußte nicht, welches Verfahren er einschlagen sollte, und konnte nicht begreifen, wie die Phiole zum Wiederlesen seiner Werke beitragen könne.

Ich rieth ihm, den Pfropf herauszuziehen und das Fläschchen an die Nase zu halten. Er that dies, und sofort begannen seine Augen zu funkeln und er sagte mir, der Wohlgeruch, den er einmal einathme, sei das größte Vergnügen, welches er jemals empfunden.

Er hielt darauf die Phiole mir ebenfalls unter die Nase; aber ich konnte nichts bemerken, weil dieser Ruhm Niemandem Vergnügen bereiten konnte, als dem eigentlichen Besitzer.

Er freute sich wie ein junger Autor während des Verkaufs seines ersten Buches, und schien sich mit einem Male wieder im Besitz aller seiner Ehren zu glauben, denn er wiederholte mehrmals: „Ich bin wieder ein Dichter! Ich bin wieder ein Dichter.“

Ich gab ihm zu verstehen, daß die Folgen dieser Phiole trügerisch sein müßten, und sprach meine Zweifel aus, ob es möglich sei, ein Poet durch seine Nase zu werden, wie er jetzt gethan zu haben glaube, da man doch kaum annehmen könne, daß, weil er einen ihm zu-

sagenden Wohlgeruch gefunden, das Publikum seine Gedichte mit neuem Eifer lesen würde.

Er achtete nicht auf das, was ich sagte, sondern rief:

„Die zehnte Auflage muß gedruckt werden! Die Presse kann nicht rasch genug arbeiten! Das Publikum muß Geduld haben!“

Ich bemerkte, daß die Phiole ihm den Verstand geraubt hatte; da ich aber nach frühern Erfahrungen vermuthete, daß der Rausch bald vorübergehen würde, so ließ ich ihn denselben ohne weitere Unterbrechung genießen. Er ging fort und ich weiß nicht, wie lange es dauerte, bevor er enttäuscht ward.

Ich sah mich nun weiter in dem Saale um. Jede Phiole war mit einer Etiquette versehen, auf welcher der Name der Person geschrieben stand, deren Ruhm sie enthielt, die Mittel, durch welche sie berühmt geworden war und den Grund, aus welchem er seinen Ruf verloren, nebst einigen andern Einzelheiten. Sie sind in die verschiedenen Klassen der Verrichtungen getheilt, durch welche man berühmt werden kann, wie Schriftstellerei, Beredsamkeit und dergleichen.

Ich prüfte zuerst die Autoren, welches mich zu allerhand Betrachtungen über die Unbeständigkeit des Schriftstellerruhms und über die Ursachen veranlaßte, in Folge deren ein Werk, welches voriges Jahr noch

für ein geniales galt, jetzt kein Verdienst mehr haben soll, und zwar ohne irgend eine anscheinende Veränderung, ausgenommen daß zwölf Monate vergangen waren.

Auf den Etiquetten dieser Phiolen las ich die verschiedenen Künste, deren sich die Schriftsteller bedienen, um Berühmtheit zu erlangen. Manche hatten das Mittel gewählt, sich immer recht dunkel und unverständlich auszudrücken, und dadurch hatten sie namentlich jene Kenner gewonnen, welche glauben, ein Buch habe keinen Werth, wenn es schnell und ohne weiteres Kopfzerbrechen durchgelesen werden kann. Deßhalb schreiben sie das größte Genie dem zu, der seinen Leser am häufigsten zwingt, Halt zu machen und ihm die größte Anzahl unverständlicher Phrasen in den Weg wirft.

Ein anderer der Wege zur Berühmtheit, die ich hier aufgezeichnet fand, besteht in der Zusammenstellung von Worten, die einander geradezu widerstreben. Ich sah hier den Namen eines Schriftstellers, der diesen Betrug in bedeutendem Grade geübt und sich seiner Zeit dadurch sehr berühmt gemacht hatte. Auf jeder Seite seiner Schriften fanden sich Worte neben einander, die man früher für unvereinbar gehalten hätte, und das Publikum fand dies sehr schön und bewundernswürdig.

Nachdem ich noch verschiedene andere dergleichen

Künste erfahren, kam ich zu dem Schlusse, daß das wirksamste Mittel in der Ueberraschung beruhe. Der Schriftsteller, der seine Leser so verblüffen kann, daß sie nicht wissen, was sie denken sollen, ist des Ruhmes sicher.

Es ist dies nicht blos bei der Schriftstellerei, sondern auch bei allen anderen Arten von Täuschung der Fall, und wer das Publikum zu überraschen versteht, ist ein berühmter Mann, wenigstens so lange, bis das Publikum sich wieder von seinem Rausche erholt hat.

Dies dauert allerdings nicht lange und die Bewunderung schlägt sehr bald in Verachtung um, wovon jedem Leser selbst genug Beispiele bekannt sein werden. Ich sah hier auch die Namen vieler Schriftsteller, die sich einmal durch ein Mittel berühmt gemacht, welches oft mit großem Erfolge angewendet worden ist. Dasselbe steht jedoch nicht in der Macht eines einzelnen Menschen, sondern verlangt eine Vereinigung Mehrerer. Es besteht nämlich in nichts mehr und nichts weniger, als daß eine Anzahl Schriftsteller ein geheimes Uebereinkommen schließen, sich wechselseitig herauszustreichen, und Jeder, der dieser Coterie angehört, behauptet hartnäckig, daß die Andern große Genies sind, bis die Welt endlich nicht umhin kann, es zu glauben. Zuweilen leistet ein Schriftsteller diesen Dienst sich selbst und versucht auf seine eigene Behauptung hin ein großer

Autor zu sein; weit sicherer aber ist es, wenn man sich auf die Zusage eines Verbündeten verläßt.

Während ein Jeder bei einer solchen Combination die Zwecke des Complotts durch Lobsprüche über die andern bestens befördert, scheint er blos mit der größten Unparteilichkeit gegen seine Concurrenten zu handeln, und die Welt bewundert die herrliche Eintracht, in welcher diese Genies mit einander leben. Schon Horaz beschreibt diese Erfindung ganz genau:

„Discedo Alcaeus puncto illius, ille meo quis?
Quis nisi Callimachus? Si plus adposcere visus
Fit Mimnermus, et optivo cognomine crescit.“

Den Phiolen zunächst, welche den verlorenen Autorenruhm enthielten, standen Einige, in welchen sich der entschwundene Ruhm von Rednern befand, nämlich solcher, die in ihrer ersten Parlaments- oder Landtagssitzung durch ihre Beredsamkeit und in der zweiten durch ihr Schweigen Erstaunen erregen.

Ich sah hier auch die Namen einiger Redner geringerer Art; jener Staatsmänner unter freiem Himmel, welche jeder Proletariergruppe, die sich um sie sammelt, eine Rede halten und sich anheischig machen, den Hunger ihrer Zuhörer zu stillen, ihre Blöße zu decken und allen ihren übrigen Beschwerden durch kecke Eingriffe in das Regiment des Staates abzuhelfen.

Ich bemerkte auf jeder dieser Phiolen, welche den

entschwundenen Ruhm dergleichen explodirter Leute, wie man sie nennen könnte, enthielt, den Namen des Talents oder der Eigenschaft, womit man sie früher begabt glaubte, darunter aber die wirkliche Eigenschaft, die man irrthümlicher Weise für jenes Talent gehalten hatte. So las ich zum Beispiel auf der Phiole eines dieser Volksredner das Wort „Beredsamkeit" als seinen Anspruch auf Größe, und dieses Wort war eine Zeile tiefer mit „Unverschämtheit" übersetzt, was auch die Uebersetzung vieler anderen Vorzüge war, und ich war verwundert, zu finden, auf wie viele verschiedene Weisen der Mensch durch diese einzige Begabung groß werden kann.

Ich erfuhr hier, daß diese Gabe der Unverschämtheit für Witz und Humor, für Scharfsinn, für Beredsamkeit, für Fleiß, für Muth, für Eifer für das öffentliche Wohl — mit Einem Worte für jede andere Tugend ausgegeben worden ist, so wie es den übrigen Verhältnissen der betreffenden Person angemessen erschien.

Indessen, der durch Unverschämtheit erlangte Ruf dauert niemals lange, was der einzige Mangel dieser Eigenschaft zu sein scheint.

Nachdem ich diese Phiolen mit vielen Betrachtungen über das vergängliche Wesen des Ruhmes besichtigt, ging ich weiter und erreichte bald ein Gebäude, welches die guten Absichten enthält, die niemals ausgeführt worden sind.

Ich fand hier eine ungeheure Anhäufung dieser tugendhaften Bestrebungen und ich fand unter denselben viele so edle Thaten, daß ich die unterbliebene Ausführung derselben im höchsten Grade bedauern mußte. Manche Leute schienen nur zwei oder drei solcher vortrefflicher Projecte während ihres ganzen Lebens gehegt zu haben, andere dagegen waren fortwährend mit Plänen zu künftiger Tugendhaftigkeit beschäftigt gewesen.

Ich fand eine große Anzahl Entschlüsse, sinnlichen Gewohnheiten zu entsagen; Viele hatten beschlossen, ein Lieblingslaster nach einer gewissen Zeit nicht mehr zu wiederholen; Einige verschoben ihre Enthaltsamkeit bis zum nächsten Jahre, und Andere erklärten, daß sie den nächsten Tag damit anfangen wollten.

Dieses Auskunftsmittel, mit der Tugend erst von einer bestimmten Zeit an zu beginnen, schien ein sehr beliebtes gewesen zu sein. So hatte zum Beispiel Einer im Monat April beschlossen, vom ersten Juni an besser zu werden und natürlich geglaubt, es in der Zeit bis dahin erst recht toll treiben zu müssen.

Lord Bacon giebt den Rath, daß diejenigen, welche sich bemühen, Herrschaft über ihre schlimmen Gewohnheiten zu erlangen, es so einrichten sollen, daß das, was sie auf einmal unternehmen, weder zu leicht noch zu schwer ist, weil sie, wenn sie zu wenig versuchen, keinen Fortschritt machen, während sie, wenn sie zu viel unter-

nehmen, gar nichts durchsetzen und den Muth verlieren.

Dieser Rath erscheint ziemlich plausibel; ich fand aber hier unzählige Beispiele, in welchen er nutzlos gewesen war, wie ich überhaupt nach allen diesen Fällen keine Meinung in Bezug auf die Quantität der Besserung zu bilden vermochte, die sich mit dem günstigsten Erfolge auf einmal unternehmen läßt.

Einige von großem Selbstvertrauen erfüllte Personen waren gegen ihre Fehler sehr peremtorisch gewesen und hatten beschlossen, dieselben mit einem Male abzuschaffen. Die Folge davon war, daß diese Fehler sich fest an einander hingen, und alle blieben, wo sie waren. Andere hatten sich damit begnügt, zum Anfange sich einen einzigen kleinen Genuß auf einmal zu versagen und denselben Ungehorsam gefunden, während noch Andere, die das von Lord Bacon vorgeschriebene gemäßigte Amendement versucht hatten, nicht glücklicher gewesen waren.

Es hatte Mehrere gegeben, welche nach dem häufigen Fehlschlagen eines Versuchs denselben in Verzweiflung aufgegeben und dem betreffenden Irrthum für ihr ganzes noch übriges Leben unbedingten Spielraum gegönnt hatten; aber Viele hatten auch denselben erfolglosen Versuch immerfort wiederholt und, sobald als ein Entschluß wankte, die Lücke durch einen andern ähn-

lichen ausgefüllt, ganz mit derselben Ausdauer, mit welcher die Spinne ihr Gewebe, so oft es hinweggefegt wird, immer wieder erneuert.

Ein Mann, der die meiste Zeit seines Lebens im Bett zubrachte, hatte jeden Tag den Entschluß gefaßt, um sechs Uhr aufzustehen; ein Anderer, dessen Gesundheit durch die übermäßigen Leistungen seines Appetits beeinträchtigt ward, hatte sich alle Vormittage vorgenommen, sehr mäßig zu diniren; ein Dritter hatte, während er eifrigst sein schönes Vermögen verschwendete, keinen Tag verlebt, ohne sich vorzunehmen, seine Ausgabebücher selbst zu führen und mit jedem Groschen seines Vermögens persönliche Bekanntschaft zu machen. Ein Vierter, der durch sein hitziges Temperament nicht blos seine Familie, sondern auch sich selbst in große Unannehmlichkeiten brachte, hatte sich jedes Mal vorgenommen, der friedlichste Mensch der Welt zu werden; aber dieser Entschluß hatte oft schon während desselben Tages erneuert werden müssen.

Die Menschen sind sehr geneigt, irrthümlicher Weise zu glauben, daß ein einmal feststehender Entschluß auch stehen bleibe, bis sie ihm erlauben, seinen Posten zu verlassen.

Ein anderer Irrthum ist: wenn man meint, weil eine gewisse schlimme Neigung im gegenwärtigen Augenblicke nicht lästig ist, so könne sie niemals zurückkehren.

Gewisse Thiere besitzen die Eigenschaft, welche die Naturhistoriker die Hybernation nennen, nämlich die Eigenschaft, einen Theil des Jahres hindurch anscheinend leblos dazuliegen, und viele Leute wissen nicht, daß ihre Fehler zu den Geschöpfen gehören, welche diesem Zwischenzustande unterworfen sind. Aus Unbekanntschaft mit diesem Theile der Naturgeschichte halten sie ein Laster für todt und frohlocken darüber, daß sie es vernichtet haben, während es doch blos im natürlichen Schlafe liegt, durch den es wieder neue Kraft bekommt.

Man sagt, der Weg zur Hölle sei mit guten Vorsätzen gepflastert, wodurch diesen erfolglosen Versuchen alle Wirksamkeit abgesprochen werden zu sollen scheint. Dieses Urtheil erscheint mir ein wenig zu streng, und ich möchte dem Guten, das wir im Geiste thun, auch einiges Verdienst zugestehen. Das größte Lob gebührt ohne Zweifel dem Unbeugsamen und Standhaften, welcher wirklich tugendhaft ist; wer aber, obschon vergebens, es zu sein bemüht ist, steht nach meiner Meinung doch immer noch höher, als die Vielen, welche mit vollkommener Resignation fortfahren zu sündigen. Die Sittenlehrer sind einstimmig der Meinung, daß der, welcher Böses thun will, strafbar sei, obschon er seine Absicht nicht ausführt, und ich glaube daher, es ist nicht mehr als gerecht, wenn man dem, welcher Gutes thun will, obschon ohne Erfolg, auch ein gewisses Lob zugesteht.

Drittes Kapitel.

Ein Gast aus Berlin.

Als am neunten Vorlesungsabende Doctor F*** in das Zimmer des Schriftstellers trat, kam er nicht allein.

Ihn begleitete ein junger Mann von hohem, stattlichem Wuchse, dessen Aussehen verrieth, daß er einer der mit uns Schweden verwandten nordischen Nationen angehörte.

Doctor F. stellte ihn als seinen Neffen, nämlich den Sohn seiner Schwester vor, die vor langen Jahren nach Berlin geheirathet hatte.

Nachdem die ersten Komplimente vorüber waren, ward das Gespräch, wie es unter Männern dieses Schlages gewöhnlich der Fall ist, bald sehr lebhaft. Die Berliner hatten damals ihre große Revolution

nicht lange erst überstanden, der junge Mann hatte einen großen Theil derselben, wenn auch nicht mitgemacht, doch mit angesehen, und die beiden Schweden waren neugierig, einige speciellere Mittheilungen darüber zu vernehmen, als sie in den Zeitungen gelesen hatten.

„Die eigentliche Revolution, die vor nun bald drei Jahren die Straßen Berlins durchraf'te," sagte der junge Mann, „ist bald erzählt, wenn man sich auf die öffentlichen Auftritte derselben beschränken will."

„Aber die Nachwehen in dem Staats- und Familienleben würden etwas längere Zeit in Anspruch nehmen, wenn man sie erzählen wollte — nicht wahr, das meinst Du, lieber Neffe?" fragte Doctor F.

„Ganz recht, das meine ich, bester Onkel. Um das Staatsleben habe ich mich eigentlich weniger bekümmert, denn so verhaßt mir auch die Politik schon vor dem Jahre 1848 war, so ist sie mir doch nach demselben noch viel verhaßter geworden; auch läßt mir mein Geschäft als Kaufmann wenig Zeit übrig, mich im Bezug auf solche Dinge au courant zu halten. Dagegen ist mir das Familienleben meiner Vaterstadt in Folge unserer weitverzweigten Verwandtschaft und Bekanntschaft ein ziemlich vertrautes Gebiet, und ich könnte im Bezug auf jene Zeit, in so fern sie auf das

innere Leben der Familien eingewirkt hat, so Manches erzählen, wovon natürlich kein Wort in den Zeitungen gestanden hat."

„Nun, dann dürfen wir wohl hoffen, von Ihnen allerlei zu erfahren," fragte der Schriftsteller. „Ich habe jetzt Zeit, und würde, wenn das, was Sie zu erzählen haben, geeignet erscheint, es gern weiter verarbeiten und nicht blos zur Unterhaltung, sondern auch zum Nutz und Frommen meiner Zeitgenossen an's Licht stellen."

„Lieber Freund," sagte der Doctor F***, „Sie vergessen, daß Sie mit Ihrem Reisebericht in den Mond noch nicht zu Ende sind. Ich hatte meinen Neffen mit hergebracht, damit er etwas von Ihnen hören, aber nicht, damit er Ihnen erzählen solle."

„Ich weiß wohl," sagte der Schriftsteller, „daß ich meinen Reisebericht noch zu vollenden habe, aber eines Theils wäre es mir nicht unangenehm, wenn ich eine kleine Pause in diesen Vorlesungen eintreten lassen könnte, und andern Theils muß ich auch gestehen, daß ich von dem Abschnitte an, mit welchem ich heute anzufangen haben würde, meine Arbeit erst noch ein wenig ausfeilen möchte, ehe ich sie einem so scharfblickenden Kenner wie Sie, auftische."

„Na, diese Pause möchte ich Ihnen wohl gönnen, wenn auch nicht zu dem von Ihnen erwähnten Zwecke,"

sagte Doctor F***, „und da mein Neffe mir versprochen hat, wenigstens vier Wochen bei mir zu bleiben, so kann er, wenn er uns auch einige Abende mit einigen Berliner Geschichtchen unterhält, Ihren astronomischen Reisebericht, der Ihnen, wohlgemerkt, nicht geschenkt ist, immer noch mit anhören. Also, lieber Neffe, ich vereinige meine Bitte mit der meines Freundes und ersuche Dich, uns ein Bild aus Eurer großen bewegten Zeit, von der wir hier in unserm stillen Schweden gar keinen rechten Begriff bekommen haben, vorzuführen.“

„Sehr gern,“ sagte der junge Mann, „nur geschieht es auf die Gefahr hin, daß die Geschichte, welche mir eben einfällt, Ihnen am Ende nicht so interessant erscheint als mir, weil Sie die betreffenden Personen nicht kennen, während ich mit den meisten derselben in freundschaftlicher Berührung gestanden habe. Ich werde mir jedoch bei meiner Erzählung erlauben, die sämmtlichen darin vorkommenden Namen zu fingiren, denn da ich einen Schriftsteller zum Zuhörer habe, der schon die Absicht zu erkennen gegeben, den Stoff, den ich ihm biete, weiter zu verarbeiten, so möchte ich nicht, daß diese Familien durch öffentliche Nennung ihrer Namen verletzt würden. Dieser Herr würde allerdings in schwedischer Sprache schreiben, aber wir Deutschen verpflanzen einmal jedes bemerkenswerthe Product der auslän-

dischen Literaturen in unsern Boden, weshalb auch diese Geschichte ganz gewiß bald ihren Uebersetzer finden würde."

Wir lassen nun die Erzählung des jungen Berliners folgen, so wie der Freund des Doctor F*** sie später niederschrieb.

Zwei Familien.

I.

Die Familien, deren Schicksal den Gegenstand der nachstehenden Erzählung bildet, waren die des Criminalraths Neumann und des Geheimraths von Beierfeld.

Die Familie des Criminalraths Neumann war lange Zeit sehr glücklich und eine der geachtetsten und liebenswürdigsten der Residenz. Sie hatte nicht blos in Folge ihrer Stellung und ihrer pekuniairen Verhältnisse, sondern auch wegen der Eigenschaften ihrer einzelnen Mitglieder, seit Jahren ein ungetrübtes Glück genossen, auf welches aber jetzt die Schicksalsgöttin zürnend herabblickte, als könnte sie nicht ertragen, daß in einer Zeit allgemeinen Aufruhrs, in einer Zeit, wo der Bruder dem Bruder gerüstet gegenüber stand und so

viele Herzen in namenlosem Jammer zu brechen drohe-ten, es noch einen Heerd gebe, an welchem man ein ruhiges, friedliches und beschauliches Leben führen könnte. Sie schwang ihre Fackel über dem glücklichen Dache, die Genien des Friedens, welche den Eingang bewacht hatten, flohen weinend, und Noth, Kummer und Sorge hielten ihren Einzug, und kein Seufzer und kein Gebet konnte ihren Schritt hemmen.

Die andere Familie, die des Geheimraths von Beierfeld, hatte früher schon viel gelitten und manches Mal in bitterm Schmerz geseufzt, aber seit Jahren schien sie überwunden zu haben. Man war zufrieden, mehr Freude als Leid zu genießen, und murrte nicht, aber jetzt sollte sich das Blatt furchtbar wenden.

Doch wir wollen nicht gleich ihre Schicksale dieses Jahres mittheilen, sondern erst einen Blick rückwärts thun und zuvörderst die Eltern und Erzieher des Criminalraths und seiner Frau kennen lernen, so wie die Orte ihrer Geburt, damit wir besser mit ihnen vertraut werden und der Leser sich erst an ihrem Glücke ergötzen kann. Es soll gleichsam ein Stahlbad sein, um spätere Ereignisse oder Schicksalsschläge mit ihnen zu ertragen, denn es ist doch nicht so traurig, wenn man bedenkt, daß Jemand erst nach jahrelangem Glück ein Unglück betrifft, und es kommt mir dies vor, wie bei einer Sommerparthie, die wir zu machen beabsichtigen.

Wandert man im Regen aus und hat nicht einen Sonnenblick, so ist dem Wanderer die Partie verleidet; hat man aber den ganzen Tag klaren Himmel und Sonnenschein, so erträgt man gern des Nachmittags ein Gewitter oder einen Regenschauer und tröstet sich mit dem Genuß, den man vorher gehabt.

II.

„Wie glücklich bin ich!“ rief Emil, als er am Hochzeitabend seine Braut die Seine nannte.

Der Criminalrath Emil Neumann war der Sohn eines Landpredigers in Schlesien; sein Vater war ein einfacher, biederer Mann mit jenen wohlwollenden, freundlichen Zügen, einer klaren Stirn, die kein Wölkchen trübte und hellen, freundlichen Augen, welche sowohl die Gesundheit des Körpers als auch die der Seele verkünden, und nach der Sorge für sein Amt und seine Beichtkinder war die für seine Familie sein Lebenselement.

Seine Mutter, die Tochter eines Predigers in der Nachbarschaft, besaß bei einfachen Sitten und einem guten edlen Herzen doch Verstand und Energie genug, und die nöthige Bildung, um ihre Kinder gut zu erziehen, und beide Eltern wendeten vereint nicht allein

die Einkünfte der Pfarre, sondern auch ihr kleines Vermögen auf die weitere Ausbildung derselben, so daß bei guten Anlagen schon etwas Tüchtiges aus ihnen werden mußte.

Und wenn ein alter Dichter wahr gesprochen, wenn er gesagt, daß viel darauf ankommt, wo eines Kindes Wiege steht, so konnte keines glücklicher sein, als unser Emil, denn sein heimathliches Dörfchen lag so malerisch am Fuße des Riesengebirges; üppige Felder wechselten mit prächtigen Wiesen; das Flüßchen mit seiner klappernden Mühle und seinem rauschenden Wehr, gab der Gegend Leben, und der Anblick des weißen, netten Pfarrhauses, umgeben von seinen blühenden Gärten, vollendete das Bild des Friedens und des stillen Glücks.

Ein Reisender, der an Geist und Körper ermattet, mit einem Gesicht, dem das Leben seine Wundenmaale aufgedrückt, aus dem lärmenden Treiben des schönen Warmbrunn geflohen war, kam auf seiner Reise durch das Dörfchen, und als er es in seiner einfachen Schönheit sah, rief er unwillkürlich:

„Könnte ich hier bleiben, hier würde ich von jedem Gram gesunden!“

Wenn nun schon für einen Durchreisenden der Anblick desselben so beschwichtigend war, wie wohlthätig mußte erst sein Einfluß auf die Bewohner desselben, besonders auf die Kinder des Pfarrers sein, die das

Kommen und Gehen der Jahreszeiten mit ihren verschiedenen Freuden mit dem lebhaftesten Interesse betrachteten und immer glaubten, gerade die gegenwärtige Zeit sei die schönste.

Emil hatte noch einen älteren Bruder und eine jüngere Schwester. Ersterer widmete sich dem Postfache, und Letztere verheirathete sich an einen Prediger.

Emil ward, nachdem er seine Studien beendet und einige Zeit als Auscultator mit großem Fleiße gearbeitet, als Referendar bei dem Ober-Landesgericht zu K. angestellt, wo er bald durch seinen Fleiß und seine Talente bis zum Assessor emporstieg und wo er auch die Tochter eines reichen Fabrikherrn kennen lernte und ihr seine stillen Huldigungen darbrachte.

Das Eigenschaftswort reich, welches auf der einen Seite die Aussicht auf den Genuß aller Lebensfreuden gewährt, läßt auf der andern auch in der Regel viel zu wünschen übrig, denn gewöhnlich vernachlässigen reiche Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder Das, was für ihr zeitliches und ewiges Wohl Haupterforderniß ist, nämlich die Ausbildung des Herzens und des Sinnes für das Gute und Edle. Dies muß oft der Ausbildung geselliger Talente weichen, oder es wird als unnütz, unbequem oder lästig verworfen. Die Mütter sind entweder zu leichtsinnig, zu herzlos, um darauf zu sehen, und die Erzieherinnen wollen nicht

einen Finger breit von der ihnen vorgezeichneten Bahn abweichen.

Wenn sie auch oft selbst in der Schule der Leiden erwachsen sind und ihren Zöglingen gern eine andere Richtung geben möchten, so haben sie nicht den Muth, und daher findet man selten ein reiches Mädchen, das mit einem weichen, edlen Herzen begabt ist, das Auge und Ohr offen hat für die Leiden seiner Mitmenschen und das die große Lebensfrage erkannt hat, wie da zu helfen ist, wo die Noth den höchsten Gipfel erreicht hat, wo die Leidenden Alles vor den Augen ihrer gewöhnlich harten Mitmenschen zu verbergen suchen, die keine Klage und keinen Seufzer bis zu den Ohren Anderer dringen lassen, und die sogar die Kraft haben, die bittere Thräne zurückzudrängen in ihre Quelle, die, während die innere Qual das Herz zu sprengen droht, keine Falte auf der Stirn zeigen und ein Lächeln auf den Lippen haben, und wo nur die leise, zitternde Stimme verräth, was sie leiden und schon gelitten haben.

Solchen Unglücklichen zu helfen, ist den Begüterten der Erde nur möglich, wenn sie neben dem Gelde Verstand, Herz, Zartgefühl und Menschenliebe genug haben; Verstand, um die Verhältnisse klar zu durchschauen, Herz, um den heißen Drang, helfen zu wollen, zu fühlen, Zartgefühl genug, um nicht zu verletzen und

Nachsicht zu haben mit den Unglücklichen — denn das Unglück macht oft bitter und ungerecht — und Menschenliebe, um nicht zu ermüden, wenn sie hier oder da Undank ernten.

Aber zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, es giebt solche Mädchen und Frauen, wenn auch ihre Zahl eine geringe ist, und zu diesen gehörte auch Josephine Keller, die Angebetete unseres Emil.

Nachdem er das große Examen beendet, suchte er offener ihre Liebe zu gewinnen, und zwar nicht ohne Erfolg; denn wenn ihm sein schönes, blühendes Gesicht, seine kräftige Mannesgestalt, seine geistreiche Unterhaltung, seine geselligen Talente und sein edles Herz die Liebe der Tochter erwarben, so waren die Achtung, die er im geselligen Kreise genoß, die Stellung, die er in der bürgerlichen Gesellschaft einnahm und seine Aussichten für die Zukunft mächtige Fürsprecher bei dem Vater, der ohne dies nicht blos Geld zählte und speculirte, sondern Alles that, um seine Kinder glücklich zu machen, besonders seine Josephine, sein Lieblingskind, das jüngste von seinen Kindern, das Ebenbild ihrer verstorbenen Mutter, welche ihren Eintritt in das Leben mit dem Verluste des ihrigen bezahlen mußte.

Es war ein harter Schlag für den Vater, und auch der Mutter ward es nicht leicht, die schöne Erde zu verlassen und in das dunkle Thal des Todes hinab-

zusteigen, einer Welt Lebewohl zu sagen, die ihr so viel zu wirken ließ, wo es so manche Freude gab; von einem Gatten sich zu trennen, der sie anbetete, und was das Bitterste war, ihre Kinder zurückzulassen ohne die liebende Sorge einer Mutter, unter den rauhen Händen fremder Pflegerinnen, gleich den zarten Pflanzen der tropischen Zonen, die in unser kaltes Klima versetzt werden, von welchen nur einzelne gedeihen, die meisten aber verkümmern und eingehen.

Dies fühlte die arme Mutter Alles in der schweren Stunde der Trennung. Aber der bleiche Engel winkte, sie mußte folgen und konnte keinen ihrer Lieblinge mitnehmen.

Jedoch, ihre Kinder waren glücklicher als so viele andere, und wenn es der Mutter Geist vergönnt war, die Ihrigen zu umschweben, so mußte es ihre Seligkeit erhöhen, wenn sie sah, wie ihre Stelle so viel als möglich durch Auguste, eine arme Waise, die sie zu sich genommen, ersetzt wurde.

Auguste war zur Zeit dieses Todesfalles kaum einige zwanzig Jahre alt. Bittere Leiden in ihren Kinderjahren und in ihrer frühesten Jugend hatten ihren Verstand frühzeitig zur Reife gebracht, ihrem Charakter Festigkeit gegeben, aber auch ihrem lieblichen Gesichte einen Ernst aufgedrückt, den die Freuden und das angenehme Leben in dem Hause von Josephinens biederem

Vater und ihrer liebenswürdigen Mutter nicht wieder zu verwischen vermochten, und der alle junge Männer fern hielt, welche vielleicht sonst gewagt hätten, dem hübschen jungen Mädchen ihre Huldigungen darzubringen.

Aber eben die Erfahrungen und Leiden der frühern Jahre befähigten sie auch, nach dem Tode von Josephinens Mutter den Platz zu übernehmen, auf den sie das Schicksal gestellt; nicht zurückzubeben vor der Schwere ihrer Pflichten und mit fester Hand die Zügel zu ergreifen, um das Hauswesen zu leiten und die Erziehung der Kinder zu besorgen.

Besonders war es die kleine Josephine, die sie so innig an ihr Herz zog; sie betrachtete dieselbe als ein theures Vermächtniß ihrer Wohlthäterin, die sie aus den drückendsten Verhältnissen erlös't und willig in ihr Haus aufgenommen hatte — ein Vermächtniß, an welches sie einen Theil der Schuld der Dankbarkeit abtragen könnte.

Und Josephine gedieh auch herrlich unter der sorglichen Hand ihrer Pflegerin und lohnte ihr durch treue Anhänglichkeit und Liebe für so viel Sorge und Mühe. Sie war der Mutter treues Ebenbild und der einzige Ersatz, den der betrübte Vater für den Verlust der Verewigten hatte.

So wuchs sie empor und war mit den herrlichsten

Anlagen begabt, und ihre treue Pflegerin, welche Tag und Nacht über die zartesten Regungen der Kinderseele wachte, bildete mit Meisterhand den fügsamen Thon zur gefälligsten Form.

Als nun vollends ihre älteste Schwester an einen schlesischen Gutsbesitzer und die Andere an einen Banquier in Dresden verheirathet waren, ihr ältester Bruder in Pommern ein Gut kaufte und der Andere in Elberfeld eine Fabrik übernahm, da war sie nun der Abgott des Vaters und das Herz der guten Auguste, die auf der Welt nichts weiter hatte und zitternd auch der Stunde entgegen sah, die sie von ihrem Herzen reißen würde.

Josephinens Vater hatte, nachdem er viele Jahre um sein Weib getrauert, der guten Auguste seine Hand angeboten, aber sie hatte sich gelobt, unverheirathet zu bleiben und schlug dieselbe aus. Sie wollte die Erzieherin seiner Kinder, die Vorsteherin seines Hauswesens und die Pflegerin seines Alters bleiben; aber sein Weib konnte sie nie werden, diese Versicherung gab sie ihm; aber ohne Groll oder Bitterkeit nahm er sie hin, denn er hatte ihr dieses Anerbieten gemacht, weil er dadurch am besten die Schuld abzutragen hoffte, die jahrelange treue Dienste auf ihn gehäuft.

So hatte Josephine das siebzehnte Jahr erreicht und war die Krone ihrer Familie, der Stolz ihres Vaters, der Liebling ihrer Auguste, die Freude aller guten

Menschen, und das Ziel, nach welchem Emil schon lange gestrebt, und welches er jetzt erreicht hatte. Sie verband mit einem schönen Aeußern alle Anmuth des Benehmens, mit einem weichen, guten Herzen, das jedem Leidenden warm entgegenschlug, jene geistige Frische, welche alle Sentimentalität und Ziererei fern hielt, mit einem edlen und gebildeten Geiste alle Tugenden einer guten Hausfrau und, was gleichsam den Rahmen um das schöne Gemälde bildete, alle geselligen Talente und die leichten angenehmen Manieren, die man nur in der feinen Gesellschaft findet, und die recht bald erkennen lassen, was wirklich echt ist.

Denke man sich nun noch ein solches Wesen durch die Liebe gehoben und gleichsam idealisirt, und man wird glauben, daß unser Emil der Glücklichste unter der Sonne war.

Jahre lang genoß er ein ungetrübtes Glück in Josephinens Vaterstadt und in der Nähe seiner braven Eltern, die in dem Glücke ihrer Kinder reichlichen Ersatz für so manches Opfer, das sie bei deren Erziehung gebracht, fanden und nun ein recht ruhiges Alter genossen, eben so wie Josephinens Vater, der als Großpapa noch einmal so stolz, aber auch noch einmal so freundlich war.

III.

Ziemlich zwanzig Jahre waren vorüber gerauscht. Wir verließen unsern Emil mit seiner Josephine als Assessor in Schlesien, und jetzt sehen wir ihn als Criminalrath in Berlin wieder, welches schon seit Jahren der Schauplatz seiner amtlichen Thätigkeit, also auch der Wohnort seiner Familie war.

Zwanzig Jahre ungetrübten Glückes waren vergangen, ein langer Zeitraum, der schon den Neid der minder Glücklichen erregen könnte.

Der blühende und schlanke Emil war jetzt den Fünfzigen nahe; seine Figur war bedeutend gerundet und sein Gesicht trug das Gepräge steten Nachdenkens und angestrengter Arbeit, und der tiefe Ernst, der sich im Dienste auf seiner Stirn gelagert, verließ ihn auch im Kreise seiner Familie nicht ganz, sondern ward nur ein wenig gemildert, wenn er seine noch immer angebe-

tete Frau erblickte, oder seine Kinder zu sich rief, auf seinen Schooß zog und ihre Liebkosungen duldete oder erwiderte. Im Kreise der Seinen war noch immer seine Welt, und Gesellschaften besuchte er nur, wenn er nicht ausweichen konnte.

Wir machen unsern ersten Besuch bei der Familie an einem Februarabend des Jahres 1848, wo sie sich in dem sogenannten kleinen Saale des höchst comfortablen Hauses befand und die Familie des Geheimraths von Beierfeld erwartete, wo dann gewöhnlich eine Partie Boston gespielt ward. Hier hielt man sich immer auf, wenn keine größere Gesellschaft erwartet ward.

Marianne, eine der Schwestern Josephinens, welche, wie schon erwähnt, in Dresden verheirathet gewesen, jetzt aber schon einige Jahre Witwe, war mit ihrer einzigen Tochter Marie zum Besuch bei Josephinen.

Die Nachrichten aus Frankreich, daß dort die Sonne der sogenannten Freiheit aufgegangen und ihre Strahlen bis Deutschland dringen würden, hatten ihr Ohr erreicht und den Tag über Stoff zu manchem Gespräche gegeben.

Das Zimmer, in welchem wir die Familie treffen, wohl durchwärmt, mit Teppichen belegt, bot einen recht gemüthlichen Aufenthaltsort an einem so regnerischen, stürmischen Abend. Ein kleiner Kronleuchter in der Mitte desselben verbreitete Licht genug, um alle, auch

die kleinsten Gegenstände genau erkennen zu lassen, und doch that sein gedämpftes Licht den Augen nicht wehe. —

Die Spieltische waren zurecht gemacht, aber die erwarteten Gäste noch nicht da.

Auch der Theetisch im Vordergrunde war fertig; auf demselben stand der silberne Kessel, das sauberste Geschirr, und ein frugales Abendbrot, und Auguste, die treue, gute Auguste, welche nach dem Tode des Fabrikherrn zu ihrem Liebling gezogen war, einfach aber nett gekleidet, wie es immer ihre Weise, war an demselben beschäftigt.

An ihr war die Zeit auch nicht ohne Spuren vorübergegangen; ihr Haar war ergraut, sie war alt und mager geworden und sah ganz vergeistigt aus, und wer sie jetzt sah, würde nicht geglaubt haben, daß sie vor vierzig Jahren für eine Schönheit gegolten hatte, und doch war es so.

Sie lieferte einen sprechenden Beweis für die Vergänglichkeit aller irdischen Schönheit, zeigte aber auch, daß der innere Werth ein bleibender ist, denn wer bedenkt, daß sie in dieser Familie länger als vierzig Jahre war, der wird zugeben müssen, daß sie gewiß nicht blos Gewöhnliches geleistet, sondern treu ausgehalten in Freud und Leid, und beigestanden mit Rath und That.

Sie wurde deshalb verehrt gleich einer Hausgöttin, und Niemand wagte, sie zu betrüben. Man sah gleich auf den ersten Blick, daß sie ein altes Mädchen war, denn ältere Frauen haben gewöhnlich einen ganz andern Anstrich; aber jene Unzufriedenheit und Unbehaglichkeit, jene Härte und Lieblosigkeit, welche gewöhnlich der hervortretendste Zug in dem Antlitz sogenannter alter Jungfern ist, war nicht in dem guten, wohlwollenden Gesicht zu erblicken.

Es lag so viel Menschenliebe in demselben, das Bewußtsein, ihre Pflichten redlich erfüllt zu haben, und die Ueberzeugung, daß sie nicht blos geduldet, sondern auch geliebt ward, und daß man sie bei ihrem Scheiden schmerzlich vermissen würde, drückte sich in demselben aus. Aber ruhig, noch viel ruhiger war sie geworden, so still wie das Grab, mitten in einem Hause des Lebens und der Fröhlichkeit.

Bei ihr am Tische saßen zwei Kinder der Criminalräthin, ein Mädchen mit ihrer Häkelarbeit und ein Knabe, der seine Lektion lernen sollte, doch beide schienen ihre Aufmerksamkeit auf Augusten gerichtet zu haben und sahen zu ihr auf und plauderten mit ihr, und ein Ausdruck des Stolzes, oder ein Blick der Freude flog über ihre Züge und vergoldete dieselben, wie ein Blick der Morgensonne einen düstern Grabstein, wenn sie die Kinder ansah oder eine Aeußerung vernahm, die

sie vielleicht besonders freute, und wer sie in diesem Augenblicke sah, der würde gewiß von der allgemeinen Behauptung abgehen, daß das Leben alter Jungfern ein freudeloses sei.

Von Augusten und den beiden Kindern schweifen unsere Blicke zu einer mit rothem Plüsch beschlagenen Ottomane, auf welcher zwei Damen sitzen; in der einen erkennen wir unsere Josephine wieder.

Obgleich sie voller und auch ihre Formen wie die ihres Gatten runder geworden sind, so hat ihr Gesicht doch noch alle jugendliche Frische und die Anmuth und Freundlichkeit ihrer früheren Tage, die sie unter der Spitzenhaube der Matrone eben so gut kleiden, wie unter dem Rosenkranz der Mädchenjahre, und sie scheint keineswegs die Mutter eines neunzehnjährigen Sohnes zu repräsentiren. Sie trug ein einfaches schwarzes Seidenkleid, dessen einfache Faltentaille am Halse mit einer Spitze garnirt war und um den Leib durch einen Gürtel von derselben Farbe zusammengehalten ward, und eng anliegende Aermel um die Hand, statt der Manschetten, auch mit einer Spitze garnirt, was die Weiße der Hand vortheilhaft hob und die Schönheit derselben hervortreten ließ.

Auf einem Tabouret zu ihren Füßen saß ihr jüngstes Kind, ein Mädchen von vier Jahren, die kleine Gabriele, mit einem braunen Lockenkopf, braunen Augen

und einem runden, blühenden Gesicht, und erinnerte sie bald durch Liebkosungen, bald durch Schmeichelworte, doch fortzufahren in der Erzählung der schönen Geschichte; aber die Mutter hatte ihre Aufmerksamkeit auf ihre älteste Tochter Clotilde gerichtet, welche nicht weit von ihr am Flügel saß, und soeben ihr Lieblingslied „Goethe's Veilchen" beendet hatte.

Aber die Kleine bat vergebens, denn Josephine ward durch Clotildens Gesang entzückt, da ihre Stimme glockenrein, schön und sicher in ihren Modulationen war. —

Obgleich ein fremder Kunstrichter vielleicht behauptet hätte, sie sollte etwas stärker und voller sein, wenigstens für einen größeren Raum, so hatte sie doch etwas so Zartes und Rührendes, und schien gerade für dieses Liedchen da zu sein, oder das Liedchen für ihre Stimme gemacht, und die Mutter wurde allemal ganz besonders erregt, wenn sie es hörte, denn es schien ihr, als liege Clotildens ganze Zukunft darin, und es ist nicht zu verwundern, wenn sie vergessen hatte, der kleinen Gabriele weiter zu erzählen, und ganz bei dem Gesange war.

Die Dame neben ihr war Marianne. Sie hatte das Geschäft nach dem Tode ihres Gatten ihrem einzigen Sohne überlassen, und lebte mit ihrer Tochter Marie viel in dem Hause ihrer Schwester, denn in

ihrem eigenen gefiel es ihr nicht, einmal, weil sie Alles an den erlittenen Verlust erinnerte, und zweitens, weil sie eine Schwiegertochter hatte, die ihr nicht zusagte.

Sie war größer und stärker, als ihre Schwester, ihr Haar war noch rabenschwarz und ihre dunkeln Augen erinnerten daran, daß man sie früher für geistreicher hielt, als ihre Schwestern.

Aber unter dem Worte geistreich versteht man oft nur eine größere Lebhaftigkeit, einen Hang zu Witz und Satyre, einen Mangel an Gutmüthigkeit, wenigstens war es hier der Fall; denn wäre sie wirklich so geistreich gewesen, so wäre es ihr bis jetzt noch geblieben, und ihr Gesicht hätte jetzt noch den Ausdruck von Geist gehabt und Interesse an irgend Etwas verrathen, doch aber so trugen ihre Züge das Gepräge von Ermüdung und Abspannung.

Sie hatte sich in die Sophaecke zurückgelehnt, das Buch, in welchem sie gelesen, zugemacht, und war entweder eingeschlafen oder in Träumereien versunken, wie es gewöhnlich der Fall war, wenn sie sich unbeobachtet glaubte. Es gefiel ihr nicht in der Welt, doch wollte sie dieselbe auch nicht mit einer andern vertauschen.

Marie war noch auf ihrem Zimmer und arbeitete emsig, Kopfweh vorschützend, an einem Teppich zum Geburtstage der geliebten Mutter, und Clotilde, welche ihr treulich half, war blos herunter gekommen, um da zu sein,

wenn der Vater zum Thee käme, da er sie nur ungern vermißte.

Sie saß noch am Flügel, die Töne waren verklungen; sie hatte ihr schönes Haupt vorwärts geneigt und ihre Stellung bewies, daß sie in tiefe Gedanken versunken war.

Die Nachrichten aus Paris hatten ihr Ohr erreicht und sie überlegte, welchen Eindruck sie wohl auf eine Seele machen würden, welche der ihrigen so nahe verwandt war, und die sie übrigens als für die Freiheitsideen glühend kannte.

Sollte sie sich freuen, oder mußte sie zittern? Das waren die Fragen, welche sie sich nicht beantworten konnte. Eine bange Ahnung zog durch ihr Herz; freuen konnte sie sich nicht, das sagte ihr eine innere Stimme, die aber nach und nach durch die Stimme der Sehnsucht übertäubt wurde, welche sie nach dem schon eilf Monate lang Abwesenden empfand.

Der Gegenstand ihrer Liebe und ihrer Sehnsucht, ihres Stolzes und ihrer Besorgnisse war Max von Beierfeld, der Sohn der schon erwähnten befreundeten Familie, der Bruder ihrer geliebtesten Freundin. Er war seit ziemlich Einem Jahre als Referendar bei einem Landgericht in der Provinz angestellt, und deshalb hatte sie ihn so lange nicht gesehen.

Sie wußte auch nicht, wann er zurückkehren

würde und einige Thränen stahlen sich bei diesen Gedanken die blühenden Wangen herab.

Die Mutter betrachtete sie theilnehmend; sie ahnte, was in ihrer Seele vorging, doch schwieg sie.

Auf einmal naheten sich Schritte; es war ihr Bruder Georg, der in Berlin Jura studirte. Sie kannte seinen Tritt, aber er kam nicht allein. Wer konnte ihn wohl begleiten? Geheimrath von Beierfeld's waren es nicht.

Sie sprang auf, näherte sich der Thür einige Schritte und war wirklich schön anzusehen, wie sie dastand, vor Freude und Bewegung zitternd, und doch in holder Verwirrung, Den vor sich zu sehen, der eben noch, wie sie glaubte, ihr nur im Traume nahe war.

Also mit ihrem Bruder trat Max von Beierfeld ein.

Er war, obschon erst vierundzwanzig Jahre, doch weit über die Mittelgröße hoch, von schlankem, aber athletischem Gliederbau, mit kleiner Hand und kleinem Fuß. Sein Haar war schwarz und glänzend, wie das Gefieder eines Raben, und schlicht über die hohe, kühne Stirn gekämmt, unter der eine kleine, aber scharf geschnittene Nase hervorsprang. Um den nicht zu kleinen, aber schön geformten Mund kräuselte sich ein Kinn- und Backenbart von derselben dunklen Farbe und erhöhete noch die Frische der Lippen und die Weiße der

Zähne, und das ganze edle, aber kühne Gesicht erhellten und belebten noch ein Paar schwarze Augen, in denen nicht bloß Geist und Intelligenz glänzten und funkelten, sondern aus denen auch das Feuer der Liebe leuchtete, und wehe dem Herzen, in welchem sie zündeten! Es war verloren für immer, wenn es nicht geliebt wurde, denn es war nicht möglich, sich dem magischen Zauber solcher Augen zu entziehen.

Jetzt ruheten dieselben mit dem Ausdruck der innigsten Liebe, aber auch mit Staunen und Verwunderung auf Clotilden, die sich in seiner Abwesenheit zur herrlichsten Blume entfaltet hatte, und er vergaß sogar einen Augenblick, ganz in ihr Anschauen versunken, die übrigen Anwesenden zu begrüßen.

Sie war größer, sie war vollendeter geworden; von dem Kinde war sie zur Jungfrau gereift, wie das so oft bei Mädchen von sechzehn bis siebzehn Jahren schnell der Fall ist; ihre plastischen Formen sowohl, als der sinnige Ausdruck ihrer Augen deuteten dies an.

Ihr reiches blondes Haar, so weich wie Seide, fiel in natürlichen Locken über Hals und Schultern und war auf der Marmorstirn gescheitelt, welche sich ein wenig über den schönsten dunkelblauen Augen wölbte; Augen, die so klar und durchsichtig waren, wie der helle

gestirnte azurne Himmel, und die bei längerem Anschauen immer dunkler und tiefer zu werden schienen, und um sich nicht in ihre Tiefe zu verlieren, wünschte der Beschauer, daß sie die Lider senken und sie mit dem Schleier der langen dunklen Wimpern bedecken möchte.

Das schmale Gesicht war voller geworden und bildete mit seinem kleinen, runden Kinn das schönste Oval; die feine, ein wenig gebogene Nase und der kleine Mund mit seinen Perlenzähnen konnten dem Bildhauer getrost als Modell zum Antlitz einer Venus dienen, so vollendet war es in Formen und Schnitt.

Dazu denke man sich noch einen Teint, als ob Rosen und Lilien neben einander blüheten, ein Etwas, wie Geist und Seele, über das Ganze ausgegossen, eine Gestalt wie aus Aether gewoben, deren kleine Füße den Boden kaum berührten und deren Gang mehr ein Schweben als ein Gehen genannt werden konnte, und man hat Clotildens vollendetes Bild.

Als sie ihm die Hand zum Gruße bot, erholte er sich nach und nach von seinem Staunen, er fand seine Sinne wieder und ging, um die Damen auf dem Sopha zu begrüßen, welche ihn herzlich willkommen hießen.

Später erschienen auch der Papa und Marie, die Familie gruppirte sich um den Theetisch und die Unterhaltung ward bald allgemein; denn sowohl die längere Abwesenheit des Referendars, als die neuesten Ereignisse lieferten Stoff genug dazu.

Unter allen den verschiedenen Gefühlen, die in Clotildens Seele auf- und abwogten, behielt jedoch das der Freunde die Oberhand, als sie hörte, daß Max auf sein Ansuchen bei dem Kammergericht in Berlin angestellt werden sollte und also in ihrer Nähe bleiben konnte.

Sie mußte ihre Freude wenigstens zum Theil in ihr Inneres zurückdrängen, da Max sich noch nicht gegen ihre Eltern erklärt hatte; einmal weil seine Aussichten für die Zukunft zu ungewiß, und dann, weil sie selbst noch zu jung war; doch spiegelte sie sich in ihren Augen und zeigte sich in ihrem ganzen Wesen, so daß die lebensfrohe, muthwillige Marie nicht unterlassen konnte, ihr ganz leise Glück zu wünschen und sich herzlich an ihrer Verlegenheit zu weiden.

Wenn Clotilde der Inbegriff alles Zarten war, so war Marie der vollkommene Gegensatz von ihr.

Ihr Haar war kohlschwarz, eben so ihre Augen, die fast in's Blauschwarze fielen und einen Glanz zeigten, der einer südlichen Zone anzugehören schien.

Das Gesicht sowohl, als der ganze Körper waren regelmäßig gebaut, und zeigten keinen Mangel. Ihre Haltung war stolz und gebietend.

Sie war größer, als man es bei einem Mädchen gewöhnlich schon findet, ihre Finger üppig und voll, Hände und Füße ziemlich groß, aber eben so wie ihre Arme, ihre Schultern und ihr Hals, untadelhaft, als wären sie aus Marmor gemeiselt.

Ihr Gesicht zeigte selten eine Spur von Farbe, aber die lebhaften, geistvollen Augen, die rothen Lippen nnd die weißen Zähne, verbunden mit ihrem muntern, fröhlichen Wesen benahmen Jedem den Wahn, daß sie kränklich sei, und es war zu verwundern, daß sie, die so liebenswürdig war, die das Leben stets von der heitersten Seite nahm und immer etwas zu lachen und zu scherzen hatte, ihre Mutter ihren Träumereien so wenig entreißen konnte, ja daß die Mutter sich sogar erleichtert zu fühlen schien, wenn Marie den Rücken wendete.

Sie war an diesem Abend schöner als je, denn die Begeisterung für die neuen Ideen erhöhete ihre Lebhaftigkeit, und hierin zeigte sie zum ersten Male Sympathie mit Max, der auch Gut und Blut dafür einzusetzen versprach, und mit Georg in seinen Betheuerungen abwechselte.

Der Criminalrath schüttelte mißbilligend sein Haupt, denn er als ergraueter Staatsdiener glaubte sich schon an seinem Königshause zu versündigen, wenn er die Reden der Jünglinge mit anhörte und in seinem Hause duldete.

Marie, die ein großer Liebling ihres Onkels war, sprach kühn und unumwunden ihre Meinung aus und versicherte ihm, daß, wäre sie kein Weib, und müßte sie nicht die Schicklichkeit im Auge haben, man sie gewiß in den Reihen der Kämpfenden sehen würde, falls es zum Kampfe käme; so müsse sie sich aber damit begnügen, die Männer durch ihre Beredsamkeit zu begeistern und zu entflammen, und darin werde sie sich nicht stören lassen und weder auf die Vorwürfe ihrer Mutter hören, noch den Zorn ihres Onkels fürchten.

Dann sprach sie weiter, indem ein dunkles Roth ihre Wangen färbte und ihre Augen Blitze zu schleudern schienen:

„Und nur ein Mann, der meine politischen Ansichten theilt und mir an Enthusiasmus überlegen ist, kann je mein Herz gewinnen.“

Max sprang auf, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und küßte der schönen Heldin, wie er sie

nannte, die Hand, während der Criminalrath mit dem Finger drohete und von Denunciren sprach.

Auch Georg, der immer unter den Radicalen ein gemäßigter gewesen war, schien Feuer und Flamme zu sein.

Die beiden Frauen tröfteten damit, daß es hoffentlich nur bei dem Hin- und Herreden bleiben würde und Marie nur in Gottes Namen Reden halten solle.

Aber durch Clotildens Körper flog ein Schauder; sie hatte zu oft mit Maxens Schwester, Georgianen, über die politischen Ansichten desselben, über die Unbeugsamkeit seines Charakters und über die gefährlichen Verbindungen, in welche er sich verwickelt, gesprochen, um nicht einzusehen, daß Mariens Worte auf keinen unfruchtbaren Boden fielen, und sie sah in seiner vielleicht scherzhaften Huldigung eben keine Bürgschaft für ihr künftiges Glück.

Man trennte sich bald, und als er mit einer Wärme und einer Innigkeit, wie sie nur die wahre Liebe kennt, von ihr Abschied nahm, beruhigte sie sich einigermaßen, aber rein und ungetrübt hatte sie die Freude des Wiedersehens nicht genossen.

Und als Marie, welche ihre Mutter auf ihr Zimmer begleitet und eine Strafpredigt von ihr er-

halten hatte, zu ihr zurückkehrte, fand sie das arme Mädchen in Thränen.

Sie suchte sie zu beruhigen, nannte sie ein Kind, das seine Zeit nicht verstehe und keine Freundin ihrer Mitmenschen sei, und sie ließ sich wenigstens scheinbar beruhigen.

Ende des zweiten Theils.

Druck der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

6000175341
Göteborgs universitetsbibliotek